Der neue Kreuzritter.

Roman

von

Louise von Gall.

Berlin.

Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1853.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Drei junge Männer.

Im Speisesaale des Gasthofes Zum Römischen Kaiser in Frankfurt am Main saßen drei junge Männer beim Nachtisch; da sie gewohnt waren, später zu speisen, als zur gewöhnlichen Eßstunde, so ließen sie sich täglich ihre Mahlzeit besonders auftragen, — und dieses gemeinschaftliche Mahl war auch die Veranlassung ihrer näheren Bekanntschaft geworden.

In dem einen langaufgeschossenen, unbehülflichen, gelangweilt aussehenden Menschen erkannte man auf den ersten Blick den Engländer; er war der schweigsamste von den Dreien und selbst der Champagner, dem er ziemlich häufig zusprach, vermochte nicht seine trägen Sinne aufzurütteln.

Der andere, auffallend bunt und elegant gekleidete Mann an seiner linken Seite war gerade das Gegentheil von ihm. Mit dem Ausdrucke des höchsten Vergnügens in den offenen Zügen, mit wunderbar beredter Zunge und lebhaften Bewegungen verläugnete er keinen Augenblick den süddeutschen Großstädter; er war der Neffe und Adoptivsohn eines Wiener Banquiers.

Der dritte, entschieden die bedeutendste Persönlichkeit des Kleeblatts, war ein kurländischer Edelmann. Sein Gesicht gehörte zu den ungewöhnlichen; er hatte dunkelblondes Haar und schwarze Augenbrauen, die, breit und stark auf der Nasenwurzel zusammengewachsen, ein Räthsel, wie man es gewöhnlich nennt, bildeten; seine Augen waren dunkelblau, weil aber auch sehr starke, dunkle Wimpern sie beschatteten, hielt man sie gewöhnlich für schwarz. Die Nase gebogen und ziemlich groß; der Mund fein, zurücktretend und geschweift. Das Schönste bei ihm war die Stirn, die ungewöhnlich hoch und von gebietendem Ausdruck war. Sein Kopf war der eines Staatsmannes, eines Dichters oder eines

Künstlers, — mit einem Worte: er schien einem jungen Manne anzugehören, der sich mit etwas Anderem, als mit sich selbst beschäftigte; — ließ man aber den Blick über seine Gestalt und ihre überaus sorgfältige Bekleidung streifen, dann war man überzeugt, daß er nichts Besseres that, als die Anderen auch. Er war sehr stark parfümirt und trug durchaus in seinem Anzuge die Eitelkeit eines Dandy's, wenn auch von besserem Geschmack als der Wiener, zur Schau.

Er hörte mit offenbarer Theilnahme dem „Plauschen" des Letztern, wie dieser selbst sein Schwatzen nannte, zu, und ermunterte ihn von Zeit zu Zeit durch eine Frage, darin fortzufahren, während er schon seine zweite Cigarre aus dem chinesischen Etui hervorgeholt hatte, aber dem Champagner viel mäßiger als seine Gefährten zusprach.

Der Wiener vollendete eben eine etwas stark aufgetragene Redoutengeschichte, dann rief er aus: „Nun ist es aber auch an den beiden Herren, Etwas aus ihrer Lebenschronik preiszugeben. Meine Abenteuer kennen Sie beinahe alle; die Geliebten,

die ich besessen, habe ich Ihnen so lebhaft geschildert, daß Sie bei einer Begegnung auf der Straße sie augenblicklich erkennen würden. Meine übrigen Streiche sind Ihnen auch bekannt, denn in den acht Tagen, wo wir zusammen speisen, habe ich nach und nach mein ganzes Leben vor Ihnen aufgerollt, und von Ihnen weiß ich so viel wie Nichts!“

„Von mir,“ sagte langsam und schwerfällig der Engländer, „ist gar Nichts zu erzählen; ich habe immer nur ein zuhörendes und zuschauendes Leben geführt.“

Der Wiener konnte ein kleines, krampfhaftes Lachen nicht unterdrücken, während der Kurländer unverändert seine Haltung beibehielt.

„Die Engländer sollen doch so politisch angeregt sein,“ frug mit wiedergewonnener Fassung der Wiener Banquier, welcher Huber hieß; „haben Sie sich denn nie in der Arena der Parlamente getummelt oder zu tummeln Lust gehabt?“

Mr. Heathcote streckte sich noch länger und sagte immer in demselben Nasentone:

„Meine Partei ist am Ruder, — also wozu soll ich mich bemüh'n? Werden die Whigs einmal entthront, dann ist es noch immer Zeit.“

„Haben Sie sich nie verliebt?“

„Niemals!“ antwortete Mr. Heathcote und bemühte sich die Hand aus der Tasche zu ziehen, um ein allzu indiscretes Gähnen etwas zu maskiren.

„Und was ist der Grund Ihres Aufenthaltes in Frankfurt?“ frug der nicht zu beschwichtigende Wiener immer weiter, indem er dem Kurländer einen heitern Blick zuwarf.

„O, hier bin ich wegen einer Frau!“

„Also doch eine Intrigue?“

„Intrigue? — Bah! Nichts Intrigue! Meine Eltern sind todt, ich habe ihr Vermögen und ihren Landsitz geerbt und mein Vater hat mir in seinem Testamente den Wunsch hinterlassen, daß ich mich baldmöglichst verheirathen möchte.“

„Und da wollen Sie durchaus eine Frankfurterin zur Frau haben?“

„Frankfurterin oder Berlinerin, das ist mir gleich! My very intention ist etwas ganz Anderes! Ich

muß Ihnen aber erst mein System auseinandersetzen, sonst verstehen Sie mich nicht.“

Der Kurländer und der Wiener baten um das System.

Der Engländer richtete sich auf und sagte etwas lebhafter: „Bei einer Ehe ist Gleichheit die erste Bedingung; da ich nun keine einzige Eigenschaft besitze, auf die ich eitel sein könnte, so darf meine künftige Gemahlin auch keine solche besitzen, damit sie nicht eitel sei, — denn ich will keine eitle Frau. — Meine Landsmänninnen sind aber alle zu ausgezeichnete Damen, um nicht eitel zu sein! Da hat man mir nun gesagt, nirgend anders, als in Deutschland, und besonders in Süddeutschland, fände man Frauenzimmer, die gar keine Ansprüche machten.“

Der Kurländer frug nun auch lächelnd: „Haben Sie noch keine entdeckt?“

„Nein, nein!.... Auch hier sind die Damen eitel wie in der ganzen Welt. Eine, mit der ich im Begriff war mich zu verloben, sagte mir noch zu rechter Zeit: Sie sei eine vortreffliche Hausfrau, und das sei ihr

Stolz, denn darin komme ihr Niemand gleich! — Da habe ich augenblicklich wieder abgebrochen.“

„Das glaube ich,“ sagte der Wiener laut lachend, „aber hier im Römischen Kaiser werden Sie wohl ihr Ideal am Allerwenigsten treffen.“

„Oh! ich salarire mehrere Agenten!“ —

Nun konnte selbst Felix Walram, so hieß der Kurländer, nicht länger an sich halten; er lachte laut auf.

Der Engländer aber sagte trocken: „Was ist da zu lachen? Ist nicht die Eitelkeit der Frauen sprüchwörtlich?“

„Haben sie denn nicht ein kleines Recht dazu?“ frug gutmüthig Joseph Huber.

„Nein, das haben nur Sie!“ sagte der Engländer mit einer Handbewegung nach den beiden jungen Löwen, die mit verstärktem Lachen diesen Ausfall hinnahmen.

Mr. Heathcote aber bemerkte: „Nun ist es am Baron Walram, uns das Motiv seines Hierseins zu erklären.“

„Das kann ich nicht,“ versetzte ausweichend der Kurländer, „es ist eine geheime Mission.“

„Politik?“

„Nicht doch — darin ist jetzt Nichts zu thun!“

„O,“ lachte der Wiener, „er wird eine neue Mode hier im kleinen deutschen Paris, wie man Frankfurt nennt, einführen wollen.“

„Sie haben's getroffen, Herr von Huber!“ rief lustig Walram. „Es ist eine neue Mode, — die aber auch schon einmal dagewesen ist, — wenigstens hoffe ich's!“

„Theilen Sie mir sie mit, Baron?“

„Noch nicht! dann liefe ich ja Gefahr, daß Sie sie einführten. Aber nun sagen Sie uns, was wir trotz aller Ihrer übrigen Erzählungen nicht wissen, warum Sie einen längern Aufenthalt hier machen?“

„Ich bin hier,“ antwortete der Wiener, „um für eine unsrer herabgekommenen Größen eine neue Anleihe zu negociren. Bei uns ist der Mann zu bekannt, da borgt ihm Niemand einen Gulden Schein. Aber hier hat solch ein aristokratischer Name noch so viel Klang, daß ihm sogleich ein Goldklang antwortet.“

„Wenn nun aber die Leute um ihr Geld kommen?" frug Felix Walram.

Der junge Huber zuckte lachend die Achseln: „Das geht mich nichts an, ich negocire nur die Anleihe, und wer mir Geld giebt, mag's verantworten; ich bin nicht der Leute Vormund."

„Haben Sie denn kein Bedenken dabei?"

„Ah bah," rief Huber mit den Fingern schnellend, „so gewissenhaft sind wir nicht in Wien!"

Jetzt warf der Engländer dem Kurländer einen eben so spöttischen Blick zu, wie vorhin der Wiener über Jenen Walram zugeworfen hatte; — hätte aber Walram seine Mission enthüllt, dann hätten sich die Beiden gegen ihn vereinigt und des Spottes wäre gar kein Ende gewesen, — wenn sie ihn nicht anders als Thoren bemitleidet hätten!

Die jungen Männer trennten sich bald darauf, denn Heathcote und Huber wollten noch in die Oper und Walram eine große Soirée bei dem russischen Gesandten besuchen.

Der Engländer, welcher in einem hôtel garni wohnte, ging zuerst, um dort noch sein Theater-

perspectiv zu holen, und Huber und Walram stiegen langsam die breiten Treppen zu ihren Zimmern hinauf.

„Sie müssen sich bei Ihrer Toilette beeilen, Baron, sonst kommen Sie zu spät," sagte der Wiener.

„Ich werde früher meinen ganzen Anzug beendigt haben, als Sie eine andere Cravatte und andere Handschuhe angezogen haben. Wollen wir wetten?"

„Ach," seufzte der Kleine, „das ist leicht möglich! Denn mein Stephan ist nicht zu vergleichen mit Ihrem Stanislaus. Wahrhaftig, wenn Sie nicht mein Freund wären, ich machte Ihnen das Muster eines Kammerdieners streitig."

„Versuchen Sie's," sagte Walram lächelnd.

In diesem Augenblicke wurde die Thüre seines Zimmers aufgerissen, denn der vielgerühmte Kammerdiener hatte die Stimme seines Herrn vernommen.

Huber musterte mit neidischen Blicken den russischen Diener, wie er mit dem glühenden Brenneisen in der einen Hand, dem Pudermantel in der anderen dastand. Hinter ihm ein Tisch mit unzähligen Töpfchen, Fläschchen, Bürsten, Seifen und Kämmen.

„Ja, da ist es freilich eine Kleinigkeit, alle Frauen zu erobern," sagte er neckend zu Walram, — „wenn man mit solchen Waffen in's Feld zieht."

Walram schlüpfte ohne Antwort lachend in sein Zimmer.

„Ich mag nicht in die Oper gehn," sagte Huber, als er allein auf dem Corridor stand, — „lieber zu Lori, sie spielt ja heute Abend nicht." Und nachdem er rasch seinen Mantel und ein Paar wärmere Handschuhe sich geholt, verließ er das Hôtel und schritt durch die hellerleuchteten Straßen dem Mainquai zu.

Je näher er dem Wasser kam, desto einsamer wurden trotz der frühen Stunde die Straßen, denn es war gewaltig kalt, und Huber's Schritt wurde immer beschleunigter. Schon hörte er die Eisschollen im Main brechend an einander stoßen, als ihm eine rasch vor ihm her eilende Gestalt auffiel.

Es war ein schlankes, jugendliches Wesen, trotz der strengen Kälte mit unbedecktem Kopf, ohne Tuch und Mantel, im dünnen Kattunüberrock; es schien eine Arbeiterin der unteren Stände. Als er dicht hinter ihr ging, hörte er deutlich, daß sie schluchzte.

Huber war nicht hartherzig, am Allerwenigsten aber einem jungen Mädchen gegenüber. Er beschloß, dem armen Kinde zu folgen, denn er vermuthete aus ihrem krampfhaften Weinen, ihrem sonderbaren Anzuge und dem aufgeregten, stürmischen Gange die Richtung ihres Weges. — Er hatte Recht; sie schlug den Weg nach dem verlassenen Ufer oberhalb der Stadt ein; dort näherte sie sich dem Fluß — sie wollte sich in's Wasser stürzen.

Huber trat vor, faßte den Arm des Mädchens und frug ernsthaft:

„Wo wollen Sie hin, was haben Sie vor?"

„Ach, lassen Sie mich," rief sie schluchzend, indem sie ihren Arm loszumachen strebte, „lassen Sie mich, — Sie thun mir einen schlechten Gefallen, wenn Sie mich aufhalten."

„Ich werde Sie gehen lassen, sobald Sie mir die Ursache Ihrer Thränen sagen."

„Was kann Ihnen daran liegen?" rief sie bitter.

„Es giebt kein Unglück, das nicht zu mildern, kein Jammer, der nicht einem Troste zugänglich wäre."

„Oh,“ sagte sie stehen bleibend, „mein Unglück könnte auch gemildert, meinem Jammer auch ein Trost zu Theil werden, — wenn ich auch nie mehr glücklich werden kann!“

„So theilen Sie mir Ihren Kummer mit, denken Sie, ich sei ein alter Bekannter, ich will dann seh'n, wie Ihnen zu helfen ist; — aber erst lassen Sie uns umkehren, nach Ihrer Wohnung.“

Das Mädchen ließ sich wirklich zur Umkehr bewegen und erzählte dann mit schnell erwachtem Vertrauen:

„Ich bin die Tochter einer armen, kranken Frau — der Vater hat die Mutter verlassen, und wir Kinder, ich und zwei Brüder, ernähren sie, so gut wir können, durch unserer Hände Arbeit. Ich bin alle Tage bei einem Damenschuster beschäftigt mit Schuheeinfassen. Der Meister ist ein sehr braver Mann; auch die Frau ist gut, — aber der Sohn“ —

„Nun, der Sohn allein ist böse?“ frug Huber naiv; glücklicher Weise konnte in der Dunkelheit das arme Mädchen das spöttische Lächeln nicht gewahren, das bei dieser Frage das Gesicht des jungen Weltmannes überzog.

„Nein,“ antwortete sie leise, — „böse, was man so eigentlich böse nennt, das ist er doch nicht, wenn er auch an all' meinem Unglücke schuld ist.“

„Armes Mädchen, Du hast seinen Versicherungen geglaubt —“

„O nein, — das habe ich nicht! Obgleich er ein schöner Mensch ist und mir besser gefallen hat, als irgend Einer, so habe ich doch immer eingesehen, daß er viel zu vornehme Gedanken im Kopfe hat und viel zu sehr den Herrn spielen will, um ein armes Nähmädchen zu heirathen. Seinen Liebesversicherungen habe ich eigentlich nie geglaubt!“

„Nun, warum wolltest Du denn in's Wasser springen?“

„Sein Unglück konnte ich nicht mit ansehen und — das war das meinige.“

„Ich verstehe Dich nicht!“

„Das glaube ich wohl. Heinrich, das ist der Sohn des Meisters, hatte für seinen Vater eine Rechnung eincassirt und das Geld verspielt, vertrunken, was weiß ich. Mit dem Alten aber war nicht zu scherzen, und da kam denn Heinrich eines

Tages, als ich gerade allein im Hinterstübchen war, ganz verzweifelt zu mir und sagte, wenn ihm nicht Jemand beispringe und das Geld für die Rechnung leihe, werde er sich um's Leben bringen, eher als seinem Vater die Wahrheit zu gestehen. Ich selbst hatte kein Geld, aber unglücklicher Weise hatte eine Nachbarin, die man nach Sachsenhausen zu ihrer todtkranken Mutter gerufen, mir ihren kleinen Geldvorrath zum Aufbewahren gegeben, weil sie ihn ihrem Manne, der ein Trunkenbold war, nicht zurücklassen wollte. Ich war nun thöricht genug, Heinrich von dem Dasein dieses Geldes zu reden und auf seine heiligen Versicherungen, es binnen zwei Tagen zurückzuerstatten, ihm auch wirklich den Sparpfennig der Frau, womit diese ihre Hausmiethe decken wollte, zu überantworten. Einige Tage verflossen, aber Heinrich ließ sich nicht sehen; endlich heute kommt die Frau, die arme Mutter von fünf kleinen Kindern, zu mir und fordert ihr Geld; ich laufe zu Heinrich — finde aber nur seinen Vater, der mir erzählt, daß sein leichtsinniger Sohn mit Hinterlassung einer Menge Schulden nach Amerika durchgegangen ist. Wie ich

nun mein Unglück dem Alten vorklagte, hat er mich noch dazu ausgescholten und eine gewissenlose Dirne genannt, die Anderer sauer erworbenes Gut an leichtsinnige, hübsche Jungen wegwerfe, und mir das Haus verboten. Wie sollte ich nun der Frau unter die Augen treten? — Und meiner Mutter? So lief ich — zum Main!"

„Wie viel beträgt denn die Summe?" frug Huber.

Da nannte das Mädchen eine Summe, so klein, wie er sie hundertmal für die Unterhaltung eines einzigen Tages ausgegeben, und lächelnd leerte er seinen Beutel in die Hände der erstaunten Näherin.

Sie schluchzte laut vor Freude über das unerhörte Glück und bat ihn um seinen Namen; dann sagte sie warm: „Ich werde Ihnen das Geld zurückerstatten und sollte ich die Nächte dafür arbeiten."

Huber verwies ihr lachend diesen Ehrlichkeitseifer und fragte, ob ihr nicht vielleicht ein anderer Verdienst willkommen sei, da sie den im Hause des Schusters doch nun verloren; dann wolle er ihr die Adresse einer Dame nennen, die ihr Arbeit geben werde.

Das Mädchen nahm diesen Vorschlag dankbar an; mittlerweile waren sie an ihrer Wohnung angekommen und unter den Versicherungen der wärmsten und rührendsten Dankbarkeit trennte sich die arme Näherin von ihrem Wohlthäter.

Zweites Kapitel.

Die Soirée.

Es war eine sehr glänzende Soirée bei dem russischen Gesandten. Die ganze brillante Welt der Börse und Diplomatie war da versammelt; er selbst, ein kleiner, breiter Mann mit aufrecht stehenden weißen Haaren, stand geschäftig in der Nähe des Eingangs, um jeden Ankommenden zu begrüßen und einzuführen. Eben war er besonders eifrig und freundlich, denn er führte am Arme eine schöne, hohe Frau, in weißem Seidenkleide und grünem Blätterkranze, durch die Reihe der Zimmer, um ihr im letzten einen Sessel anzubieten.

Eine alte Dame aus dem Frankfurter Stift, die in feierlicher Ordenskleidung erschienen war, flüsterte, als das ungleiche Paar vorüberschritt, ihrer Nachbarin, einer Banquiersfrau, in's Ohr:

„Ist denn das Trauerjahr schon herum?"

„Es muß wohl sein, da sie die Trauer abgelegt hat," entgegnete gleichmüthig die Andere.

„Aber der Anstand erfordert doch, bei dem Tode des Mannes ein Jahr und sechs Wochen lang kein buntes Kleid zu tragen —"

„Sie hat ja auch kein buntes Kleid an."

„Einen Epheukranz aber in den Haaren — ist das denn Trauer?"

„Der arme Lord Waterford," fuhr redselig die Stiftsdame fort, „er ahnte nicht, als er die junge, üppige Pflanze in seinen Wintergarten versetzte, daß dieser Wintergarten bald zum Kirchhof für ihn, und der Kirchhof dann für sie zum Salon und Tanzsaal werden sollte, ehe noch ein Jahr verflossen."

„Kennen Sie die Gräfin Waterford genau?"

„Ob ich sie kenne? Ich habe sie sogar aus der Taufe gehoben, sie ist das einzige Kind meiner besten

Freundin. Die arme Hammerstein sagte immer zu mir: Dina kommt hoffentlich später in's Stift, da mußt Du Dich ihrer annehmen. Jetzt hat mich die junge Wittwe nicht nöthig und denkt auch nicht an mich, — das ist so der Weltlauf!"

Eben trat eine auffallend bleiche, junge Frau, die wie Lady Waterford ebenfalls allein kam, ein.

Die Stiftsdame flüsterte wieder, indem sie die Vorübergehende musterte: „Sie sieht elend aus!" und auch die Banquiersfrau sagte diesmal sehr spöttisch: „Meine theure Elise scheint an einer unglücklichen Leidenschaft zu laboriren, denn als ich sie letzthin besuchte, — Sie wissen, wir sind sehr intim, — saß sie am Klavier und sang: „„Leidvoll und freudvoll."" Ich bitte Sie! Clärchens Lied von der Mutter von fünf Kindern gesungen, ist das nicht lächerlich?"

„Ich glaube, es ist Gretchens Lied!" sagte die Stiftsdame, die dasselbe Zimmer bewohnte, welches einst die Günderrode in ihrem Stifte inne gehabt und die deshalb das Buch von Bettina gelesen hatte und dann um Bettina's willen den ganzen Goethe.

„So ist es Gretchen. Das kann sein! Ich liebe Goethe nicht, — sein Hauptwerk, Wilhelm Meister, ist mir zu sentimental.“

„Sentimental? Wilhelm Meister?“

„Nun, ist es denn nicht sentimental, — wenn sich Einer aus Liebe erschießt?“

„Aber Meister erschießt sich gar nicht —“

„Nein,“ sagte ein Lieutenant in knapper Uniform, der hinter den beiden Damen stehend ihre letzten Erörterungen angehört, — „nein, er erschießt sich nicht, er wird erschossen, wie ich mir hab' erzählen lassen, denn zum Lesen bleibt unser Einem keine Zeit, aber ich habe gehört, daß Meister als Demokrat erschossen wird.“

„Du lieber Gott,“ sagte die Stiftsdame, die Hände mit einem gewissen literarischen Entsetzen faltend, „er kommt ja gar nicht um's Leben.“

„Das ist sehr unrecht,“ versetzte nun laut ein junges, rothwangiges Mädchen, die Tochter der Banquiersfrau, mit einem Blick nach der glänzenden Uniform, denn es wurde eben ein Walzer gespielt

und sie hatte keinen Tänzer; — „man sollte diese Demokraten nicht schonen!"

Der Lieutenant führte augenblicklich die loyale Dame in das Tanzzimmer, wo man auf dem Klavier ein paar Tänze improvisirte; die Stiftsdame aber konnte ihren literarischen Schrecken nicht überwinden und sagte zu ihrer Nachbarin:

„Der selige Geheimerath wird Ihnen heute Nacht erscheinen und Ihnen vorhalten, daß Sie Gretchen mit Clärchen und Werther mit Meister verwechselt."

Die Dame schien aber nicht an Geister zu glauben, denn sie sagte ruhig: „So eine Verwechselung kann jedem passiren, und besonders, seitdem wir Goethe hier an seinem Geburtstage auf der Bühne gesehen, hat er alle Popularität verloren. Ich bitte Sie, haben Sie je eine ähnliche Geschmacklosigkeit gesehen, wie die ist, einen Franzosen auf der Bühne einen ganzen Abend hindurch deutsch radebrechen zu lassen? Wir haben genug, wenn wir das den Tag über von unseren Köchen anhören müssen!"

„Aber dafür kann ja Goethe nicht, das Stück „„der Königslieutnant"" ist ja nicht von ihm," sagte

wieder die Stiftsdame, die heute Abend zu einem Blaustrumpf wurde, ohne daß sie selbst wußte, wie es zuging, „er kann sich ja doch nicht selbst auftreten lassen!“

„So, hat Goethe das Stück nicht geschrieben? — Sieh', sieh', das meinten wir Alle!“

Damit schloß diese Literatur-Unterhaltung und die Damen kehrten auf ihnen geläufigere Gegenstände zurück. Die beiden Frauen aber, über die sie im Anfange so liebevolle, wohlwollende Urtheile fallen ließen, die hohe Gräfin Waterford und die bleiche Legationsräthin Lavallon saßen Hand in Hand in einem der letzten Zimmer und unterhielten sich freundlich miteinander, nicht ahnend die boshaften Angriffe, zu denen der Epheukranz der Einen und die blassen Wangen der Anderen Veranlassung gegeben.

Dina Waterford blickte jetzt auf, denn ein ungewöhnlich starker Parfüm erweckte ihre Aufmerksamkeit und vor ihr stand Felix Walram, unser Bekannter aus dem Römischen Kaiser.

„Ich höre so eben, daß Sie morgen auf dem Ball erscheinen werden, gnädige Gräfin; darf ich

Sie um einen Tanz bitten," sagte er mit einem gewissen Eifer.

„Morgen, — ach Gott, Baron Walram, ich weiß noch gar nicht, ob ich Morgen erlebe! Heute denk' ich das nie!"

„Und doch," sagte Felix lächelnd, „haben wir Deutsche so viel fürsichtige, vortreffliche Sprüchwörter über den morgenden Tag, die Zukunft, das Ende!"

„Wie kommen Sie darauf?"

„Ich habe zu Hause einige Sprüchwörtersammlungen durchblättert —"

„Ah! das ist also Ihre Lectüre. Heute Morgen wurde zwischen einigen Damen die Frage aufgeworfen, ob Sie seit Ihrem Abgang von der Universität überhaupt ein Buch in die Hand genommen —"

„Was sagten Sie, gnädige Frau?"

„Ich sagte, höchstens in der Oper — den Text!"

„Da brauche ich schon nicht mehr zu fragen, was die Andern sagten."

„Das sollen Sie aber dennoch hören. — Die eine, die einmal gehört, Lord Byron sei ein vor-

nehmer Roué gewesen, denn gelesen hat sie ihn nicht, — meinte, Sie läsen Lord Byron; und die andere meinte gar, Paul de Kock. —"

„Lord Byron und den Operntext will ich nicht erörtern, aber ich bitte mir doch eine Erklärung aus, wodurch ich verdient habe, daß man mir Paul de Kock als Lieblingslectüre zutraut?"

Die schöne Dina zuckte gleichmüthig die weißen Schultern.

„Sie sind mir das wahrhaftig schuldig, gnädige Gräfin! Sie müssen mir wenigstens die Frage beantworten, was Sie betrifft. — Habe ich Ihnen je Veranlassung gegeben —?"

Die junge Wittwe bewegte unmuthig das epheuumschlungene dunkle Haupt. „Werden Sie nicht umständlich, lieber Baron —"

„Das heißt: langweilig," schaltete Felix gereizt ein.

„Oder auch langweilig!" sagte mit einem kleinen, geringschätzigen Gähnen die schöne Frau, und hielt, um das zu verdecken, den durchbrochenen chinesischen Elfenbeinfächer vor den Mund.

„Wo haben Sie diesen wunderbaren Fächer her?“ frug Felix.

„Mein Gemahl hat ihn mir in Paris gekauft! Nicht wahr, er ist von seltener Schönheit?“

„Ja, ja,“ sagte Felix, „Lord Byron kannte auch diese Instrumente, die nur erfunden sind, uns auf alle Weise wehe zu thun, sei es nun, um ein spöttisches Lächeln oder ein kleines Gähnen zu verbergen, oder was noch das Beste, um uns einen sanften Schlag damit zu versetzen:

Doch oft verletzen Frau'n uns hart damit,
Der Fächer wird zum Schwert in ihrer Hand —
Warum und wie? Noch Keiner hat's erkannt!

Doch ich vergesse über Lord Byron Paul de Kock.“

„Quälen Sie mich nicht mehr!“ sagte nun wirklich etwas geängstigt die Dame. „Man muß den Frauen nicht jedes Wort auf die Wage legen, — sonst revanchiren sich die Frauen, und dabei würden sich die Männer sehr schlecht stehen!“

„So sagen Sie mir, ob Sie morgen mit mir tanzen wollen.“

„Ich werde wahrscheinlich gar nicht tanzen.“

Felix verbeugte sich und trat, ohne weiter ein Wort zu verlieren, zurück.

„Sie haben ihn gekränkt,“ bemerkte die Legationsräthin, die zugehört.

„Das sollte mir leid thun,“ sagte Dina gutmüthig. „Aber er ist heute so unendlich parfümirt, daß ich der Versuchung, ihn etwas zu mißhandeln, nicht widerstehen konnte. Sie glauben nicht, wie diese „„Löwen““ mir zuwider sind!“

„Aber, mein Gott, Sie sehen ja gar keine andern Männer?“

„Männer? Bitte, liebste Freundin, fällt Ihnen je bei diesen Löwen ein, daß sie zu dem Geschlechte gehören, das Gott ursprünglich zuerst erschuf? Dem Himmel sei Dank, ich sehe zuweilen noch wirkliche Männer, freilich selten genug; hingegen jeden mir geschenkten Tag eine Masse parfümirter, pomadirter, wohlgantirter und geschnürter „„Herren!““

„Gehört Walram nur zu den Letztern?“

„Ich habe mir nie die Mühe gegeben, weiter zu forschen, obgleich er mich häufig besucht und auch

öfters mit mir ausreitet. Wir sprechen dann wie die Andern nur von Pferden, Toiletten und Musik, — und das geht glatt weg, dabei ziehe ich ihn auf, — denn so oft mir ein Parfüm aus den Kleidern eines Mannes entgegenströmt, muß ich an den Weihrauch und die Specereien denken, mit welchen die alten Priester bei ihren Ceremonien sich vor den Augen des Volkes umhüllten, — es war doch auch nur, um zu verdecken, daß nichts dahinter steckte! So ein Elegant ist auch ein Wunder, das man leicht durchschauen würde, wäre nicht der Dunst und Wohlgeruch!"

„Sie sind eigentlich eine undankbare Frau! Das Gros Ihrer Anbeter besteht doch aus unsern Elegants!"

„Muß man dem Mückenschwarme, der einem den Genuß der Sonne und Luft verkümmert, dankbar sein?"

„Dina, Sie sind bei Gott zu übermüthig!"

Die junge Wittwe lachte laut auf. „Sie haben Recht, so scheint es, — und um Ihnen zu zeigen, wie viel besser ich bin, als Sie glauben, will ich

heute Abend noch den Kurländer versöhnen, der mir am Ende doch noch weniger unangenehm ist, wie die meisten Uebrigen, — denn er ist bescheidener!"

„Wissen Sie überhaupt etwas von ihm?"

„Nichts, als daß er sehr reich und ganz unabhängig sein soll! Aber ein Mann, der sein vier und zwanzigstes Jahr zu nichts Besserem anzuwenden weiß, als alle Abend einen andern Frack anzuziehen, die Morgen bei den Damen zu verplaudern und die Nachmittage mit einem Paar anderen Fainéants todt zu schlagen, — der verdient doch eigentlich gar nicht, daß zwei so vernünftige Frauen, wie wir sind, so lange von ihm sprechen."

„Um Vergebung, Dina, was thun Sie denn den ganzen Tag?" frug boshaft die Legationsräthin.

„Ich! O, das ist etwas Anderes, — ich gehe mit großen Entwürfen um, — ich will ein Landgut kaufen, eine große Reise nach dem Süden machen —!"

„Und einstweilen ziehen Sie jeden Abend ein anderes Kleid an, empfangen jeden Morgen ein Paar Dutzend junge Herren und reiten, fahren oder gehen jeden Nachmittag spazieren?"

„Nun ja," lachte Dina, „aber Alles nur „„einstweilen.""

„Was ist unser ganzes Leben denn anders!" sagte mit einem Anflug melancholischer Schwärmerei die Legationsräthin.

Dina sah sie verwundert an, — welcher Kummer drückte die Frau, die sie bisher immer für eine zufriedene Gattin und sehr glückliche Mutter gehalten?

Als Frau von Lavallon die gespannten auf sie gerichteten Blicke ihrer Freundin bemerkte, lenkte sie mit einer gewissen Aengstlichkeit deren Aufmerksamkeit auf etwas Anderes.

„Der österreichische Gesandschaftssecretair sucht schon lange einen Blick von Ihnen zu erhaschen; lassen Sie sich endlich rühren, Dina!"

„Nein!" antwortete die junge Wittwe aufstehend. — „Sie haben mich beunruhigt mit Ihren Vorwürfen, daß ich Herrn von Walram beleidigt, — ich muß erst meinen Frieden mit ihm machen."

Sie ging wirklich, um ihn zu suchen und hoffte, daß, sobald er sie sähe, er auf sie zueilen werde und es ihr dann ein Leichtes sei, durch ein Paar

freundliche Worte ihn wieder zu beglücken, denn obgleich er ihr ziemlich gleichgültig war, so glaubte sie sich doch von ihm geliebt — oder wenigstens das, was man in der großen Welt angebetet nennt, und was eigentlich sehr wenig ist. Ihre Kokettерie — denn wir können es nicht verschweigen, Dina war ein klein wenig kokett — ahnte selbst nicht, daß eben nur der Gedanke sie beunruhigte, einen der glänzendsten ihrer Anbeter verscheucht zu haben.

Sie sah ihn bald in einer eifrigen Unterhaltung mit der verheiratheten schönen Tochter des Hauses begriffen, — sie trat näher, er bemerkte sie nicht —; endlich verdroß sie das so sehr, daß sie sich geradezu neben die junge Russin setzte und mitten in ihre Unterhaltung mit Walram an sie die Frage richtete: „Wie steht es mit Ihrem Pferde, liebe Baronin, haben Sie sich besonnen und wollen Sie mir es verkaufen?“

Die Russin wandte ihr lächelndes Antlitz ihr zu und sagte freundlich: „Ich kann mich nicht von dem Schimmel trennen, Gräfin; Sie müssen sich ein anderes Pferd wählen.“ Dina aber sagte Walram

fixirend: „O, Sie kennen mich nicht, ich bin eigensinnig, — wenn eine meiner Launen auf Etwas gerichtet ist, dann lasse ich nicht nach!“ Walram aber, als sehe und höre er sie nicht, stand auf und wollte fortgehen. Da rief Dina — er war schon beinahe fort —:

„Herr von Walram, wollen Sie morgen früh um zwölf Uhr zu mir kommen? Wir wollen ausreiten, es ist eine große Gesellschaft! Wünschen Sie auch daran Theil zu nehmen?“ wandte sie sich zur jungen Russin.

Die junge Frau lehnte ab, weil sie vom heutigen Abend zu sehr ermüdet sein werde.

Walram nahm schweigend durch eine Verbeugung ihre Einladung an; doch Dina wollte heute durchaus Frieden mit ihm haben und sagte nun freundlich, als die andere Dame sich in ein Gespräch mit einem alten Herrn verwickelte:

„Die Legationsräthin Lavallon behauptet, ich hätte Sie beleidigt, Baron Walram, ist das wahr?“

Felix sah ihr lächelnd in die Augen und schüttelte den Kopf.

Dina war das nicht ganz recht, aber sie sagte heiter: „Nicht wahr, das war wieder so eine Phantasie von meiner guten Freundin?“

„Ihre Freundin könnte Recht haben, wenn ich — um meinetwillen in Ihre Nähe mich zu drängen wagte.“

Dina sah auf, wie aus den Wolken gefallen, Walram war aber fort. Was sollte das heißen: „Wenn ich um meinetwillen in Ihre Nähe mich zu drängen wagte“? Hieß das nicht deutlich, daß er für einen Andern sie kennen lernen, sie gewinnen wollte? Für wen denn? Wer konnte das sein? —

Aber das war doch wohl nur eine Rache? Es war freilich die empfindlichste, die er hätte wählen können; denn sagte er damit nicht, daß nicht seine Bewunderung, sein Geschmack ihn so häufig zu ihr führe, sondern nur das Bestreben, einem Andern zu dienen? War das nicht geradezu impertinent? — Sie beschloß, sich zu rächen, und fuhr bald darauf verstimmt nach Hause.

Hatte Walram auch nicht, um sie zu bestrafen, diese Aeußerung gethan, er hätte nichts Klügeres erdenken können, um sich ihr interessant zu machen.

Drittes Kapitel.

Die Wienerin.

In einem der neuerbauten palaisartigen Häuser am Mainquai saß an einem der tief herabgehenden Fenster des ersten Stockwerkes ein junges, sehr hübsches Mädchen. Sie sah träumerisch das gelbliche Mainwasser, worauf große Eisschollen trieben, und beachtete durchaus nicht, daß vor ihr auf einem silbernen Teller zwei dampfende Tassen Chocolade standen.

Als die Thür rasch geöffnet wurde und ein junger Mann hereintrat, schrak sie heftig zusammen. Der Eintretende gewahrte das und sagte vorwurfsvoll: „Seit wann erschrickst Du, Lori, wenn ich zu Dir komme?“

„Guten Morgen, Joseph!“ sagte statt aller Antwort die Kleine und präsentirte ihm eine der Tassen, die er ohne Umstände annahm, während er noch einmal frug: „Seit wann erschrickst Du?“

„Ich bin nicht erschrocken, weil Sie eintraten, sondern weil die Thüre rasch geöffnet wurde und ich in tiefen Gedanken saß.“

„Du erwartetest mich doch, denn die Chocolade war ja schon eingeschenkt?“

„Vorhin glaubte ich, Ihren Schritt zu hören, und da goß ich sie ein, — es war aber Jemand Anderes!“

„Früher irrtest Du Dich auch nicht in meinem Schritt! Du bist in Allem verändert!“

„Nein, Joseph, ich bin dieselbe geblieben! Glauben Sie mir's! — aber ich habe das Heimweh nach Wien, — Sie hätten mich nicht hierher bringen sollen. Ich gefalle in keiner Rolle!“

„Das ist nicht wahr; in allen Rollen, wo Dein wienerisches Sprechen keinen Anstoß giebt, ärndtest Du Applaus; — aber Du hast halt das Heimweh!“

„Ich habe halt das Heimweh!“ sagte gedankenlos Lori und strich mit der Hand über ihre runde Kinderstirn, als wären da Falten wegzuwischen.

„Und warum sagst Du jetzt immer „Sie“ zu mir, auch wenn wir allein sind?“

„Es ist mir halt nicht nach „Du" um's Herz," antwortete mit einem gewissen Trotz die Kleine und stand auf, öffnete ihren Flügel und schlug mit sicherer Hand ein paar Accorde an.

„Eine schöne Antwort für einen treuen Liebhaber!"

„Ach, Joseph, reden Sie mir nicht von Ihrer Treue, ich habe Sie ja nie darnach gefragt!"

„Ich soll wohl nicht von meiner Treue reden," sagte gutmüthig lachend Joseph Huber, unser zweiter Bekannter aus dem Römischen Kaiser, „weil Du von der Deinigen nicht zu sprechen wagst?"

„Sie haben immer viel schlechte Eigenschaften gehabt, — aber eifersüchtig waren Sie bisher nicht, — fangen Sie das nicht auch noch an!"

„Doch, Lori, — denn ich habe jetzt Ursache dazu!"

Lori maß ihn vom Scheitel bis zur Sohle, dann sagte sie langsam und bitter: „Kein Recht und keine Ursache!"

Der gutmüthige Joseph selbst wurde aber jetzt ärgerlich. „Diese Manieren, Lori, gefallen mir nicht,

ich will nach Hause gehen und erst wiederkommen, wenn Du besserer Laune bist.“

„Thun Sie das, Herr von Huber!“

Joseph hatte schon, ohne Abschied zu nehmen, die Thürklinke in der Hand, aber seine freundliche Natur ertrug einen solchen Abschied nicht, er kam noch einmal auf das Mädchen zu und bot ihr die Hand: „Sekire mich nicht, Lori, komm —“

Lori sah aus, als wenn sie gemartert würde, sie überwand sich aber, legte ihre Hand in die seine und sagte leise: „Bitte, kommen Sie ein Paar Tage nicht, es ist Etwas in mir, das ich überwinden muß, ich weiß selbst nicht, wie ich es nennen soll: Heimweh, Unwohlsein, üble Laune, oder Verdruß, aber ich werde drüber 'naus kommen, wenn man mir Zeit läßt.“

„Ein Paar Tage nicht, — das halt' ich nicht aus, Lori!“

„So kommen Sie wenigstens erst morgen früh, nicht heute um Ihre gewöhnliche Zeit, nach Tisch!“

„Gut, Lori, ich will Dir den Gefallen thun, aber überwinde Dein Heimweh, in ein Paar Wochen

sind meine Geschäfte zu Ende, ich kehre wiederum nach Wien zurück, und Dir auch verschaffe ich dort ein gutes, neues Engagement, und dann bist Du wieder mein altes, fröhliches Lorel!"

Lori nickte; er schüttelte nochmals ihre Hand und ging. Als er draußen war, schob sie schnell den Riegel vor und sank weinend in einen Sessel und rang die Hände.

Da klopfte es wieder leise an die Thüre. Lori sprang auf, trocknete vor dem Spiegel ihre Thränen und ging dann zu öffnen. Obgleich es bis dahin eine ziemliche Weile gewährt, hatte dennoch das Klopfen sich nicht wiederholt; es mußte ein bescheidener Besucher sein. Dem war auch so, — vor der nun geöffneten Thür stand ein junges, bleiches, ärmlich gekleidetes Mädchen mit dem Ausdruck überstandener Leiden in den regelmäßigen Zügen.

„Wohnt hier Fräulein Günther?" frug sie ängstlich.

In Lori's abgespannten Zügen erwachte Theilnahme und Freundlichkeit.

„Sie heißen Lieschen, nicht wahr, und Herr von Huber schickt Sie zu mir?"

„Ja wohl, er sagte, Sie würden mir Arbeit geben, da mich der Meister, bei dem ich bisher Schuhe einfaßte, entlassen hat.“

„Treten Sie ein, — setzen Sie sich!“

Aber das Mädchen blieb an der Thüre stehen und betrachtete mit scheuem Blick die eleganten Möbel und das schwere Atlaskleid der jungen Schauspielerin; — es lag nicht Verwunderung, sondern Mißtrauen in dem Blicke des armen Mädchens.

Lori war an das Fenster getreten und starrte in die gelben Wasser des Mainstroms und jede dahingleitende Eisscholle hätte sie fragen mögen: „Was soll ich thun?“ Endlich blitzte ein Entschluß in ihrer Seele auf — und jeder Zweifel war in ihrer südlichen, sanguinischen Natur überwunden. Sie drehte sich rasch zur armen Näherin und sagte, indem sie dicht vor sie trat: „Wissen Sie, daß Gott Sie zu mir geschickt hat — in einem Augenblicke, wo ich ganz rathlos, ganz verlassen war?“

„Sie, Sie, rathlos, verlassen?“ frug in ungläubiger Verwunderung Lieschen.

„Ja doch! Ich befinde mich in einer unglücklichen Lage und habe keinen Freund, keinen Diener, dem ich vertrauen könnte — alle sind an Huber verkauft, sind seine Creaturen!“

Lieschen sagte nichts, aber ihr Erstaunen wuchs offenbar mit jeder Minute. —

„Sie werden mich verstehen, Mädchen, wenn ich Ihnen ein Paar Worte sage: Ich liebe ihn nicht mehr!“

„Sie lieben ihn nicht mehr? Was hat er Ihnen gethan?“

„Nichts, — gar nichts! Er überhäuft mich mit Geschenken, er kommt jeden Tag zweimal zu mir, — er sagt mir gar nichts als süße Worte, — aber — ich liebe ihn nicht mehr, — und ich will fort, — und das noch heute! Und Sie sollen mir behülflich sein.“

„Ich? Aber der Herr ist mein Wohlthäter. Wie ein Schutzengel ist er mir erschienen und hat mir das Leben gerettet und mich zu Ihnen geschickt, daß Sie mir Arbeit und Trost spenden, und Sie —“

„Ich will, daß Sie sich mit mir gegen ihn verschwören. O, fürchten Sie nicht, ihn zu tief zu kränken, indem Sie mir zu meiner Flucht behülflich sind! Er wird mich bald vergessen, denn er ist grenzenlos leichtsinnig!"

„Aber gut!"

„Gut? Ja, das ist er und das ist das Einzige in ihm, was mich immer noch hielt. Für keinen Schmerz hat er ein hartes Wort, — das heißt, wenn dieser Schmerz unmittelbar vor ihn tritt; — auf der andern Seite kann er durch seinen Leichtsinn Hunderten das Leben rauben, ohne daran zu denken. Für jeden Bettler ist sein Beutel offen, und er ist doch nur nach Frankfurt gekommen, um ehrliche Leute um ihr Geld zu bringen, aber das nennt er negociren!"

„Das verstehe ich nicht!"

„Das glaube ich wohl! Sieh, komm mit mir, Mädchen, hier an meinen Tisch; sieh diese Schieblade voll Schmucksachen, —"

„Hat er die alle Ihnen geschenkt?"

„Beinahe alle!"

„Und Sie lieben ihn nicht mehr? Heiliger Gott! — ich liebe Heinrich auch nicht mehr, aber der ist immer leichtsinnig gewesen und hat mich verleugnet vor den Menschen, mich nicht kennen wollen, wenn er im Staat an mir vorüber ging, — hat mich belogen, betrogen und verlassen; — aber Ihr Liebhaber —"

„Hat mir all das geschenkt!" rief mit einem bittern Lachen die Schauspielerin und warf verächtlich in buntem Durcheinander die Spangen und Ketten, die Ringe und Berloquen auf den Tisch.

„Nimm das, Mädchen! — Du wirst mich nicht verrathen, wenn ich Dir schwöre, daß Niemand durch meine Flucht unglücklich wird. Der Theaterdirector, dessen Contract mit mir noch drei Monate läuft, findet hundert bessere Schauspielerinnen."

„Aber er? —"

„Und er hundert bessere Geliebten! Neun und neunzig liebt er vielleicht schon jetzt neben mir, es braucht also nur die Hundertste für mich einzutreten. Nun höre mich! Nimm dies hier und trage es zu einem Juwelier und sage, es gehörte einer russischen

Gräfin, die in Geldverlegenheit ihren Schmuck verkaufen müsse. Wenn ihre Wechsel früh genug anlangten, werde sie ihn binnen drei Tagen wieder einlösen. Sage das, um keinen Verdacht zu erwecken."

„Fräulein, ich thue das nicht gern!"

„Das weiß ich, — aber ich will Dir's reich belohnen! Sieh, selbst kann ich diese Sachen nicht verkaufen, ich bin zu sehr bekannt. — Jedermann hat mich auf der Bühne gesehen."

„Ich begreife!"

„Wenn Du die Sachen verkauft hast, —"

„Soll ich sie um jeden Preis geben?"

„Gewiß! Mir liegt nichts daran, aber ich muß Reisegeld haben, — meine Gage ist längst ausgegeben, und von Huber mag ich doch zu diesem Zweck nicht unter falschem Vorwande mir Etwas geben lassen. Also wenn Du die Sachen verkauft hast, kommst Du mit einem großen Carton zu mir; man hält Dich dann für das Mädchen der Putzmacherin, die häufig zu mir schickt. Ich muß wegen meiner Hausleute und meines eigenen Stubenmädchens wegen

diese Vorsicht gebrauchen. Mit diesem Carton kannst Du drei-, viermal wiederkommen, — man denkt dann, ich habe Etwas ändern lassen. Ich werde unterdeß das Mädchen entfernt halten und Dir nach und nach alles einpacken, was ich unumgänglich nöthig brauche. In Deiner Wohnung hältst Du die Sachen bis zum Abend verborgen, Du nimmst dann einen Fiaker und fährst damit nach dem Posthofe, wohin ich von hier aus zu Fuß gehen werde. Willst Du, liebes, gutes Lieschen, willst Du?"

„Es ist so sehr undankbar gegen Herrn von Huber!" sagte in offenbarer Pein und von den widerwärtigsten Gefühlen bestürmt das Mädchen.

Es war zu natürlich, Lori konnte ihr nicht gefallen. Nervenaufgeregt wie sie war, mit ihrem heftigen, dictatorischen Wesen, umgeben und bereichert von Huber's Geschenken, den sie schmähte, aber auf eine Weise, die das einfache Mädchen nicht verstehen konnte, — mußte sie Lieschen gegen sich einnehmen, und das geschah auch; aber dennoch wagte diese dem heftigen Eindringen der stürmischen Lori keinen entschiedenen Widerspruch entgegen zu setzen.

Sie ließ sich geduldig die Kleinodien in ihr Arbeitskörbchen packen und ging damit fort, Lori aber ganz triumphirend im Zimmer herum, bis wiederum ein Klopfen an der Thüre sie aufschreckte.

Es war Walram, der eintrat. „Guten Morgen, Fräulein Lori, wie geht es Ihnen? Ich komme, um Ihnen die verlorene Wette zu bringen.“ Und er öffnete noch einmal die Thüre und nahm einem Jungen ein Hündchen vom Arme. „Sehen Sie, daß es noch ächte Bologneser giebt?“

„Ah, charmant! Wo haben Sie das kleine Prachtexemplar aufgetrieben?“

„O,“ sagte Walram lachend, „Sie behaupten ja immer, ich habe gute Geister im Dienste, — die haben mir es verschafft!“

„Ja wohl! Ihr guter Geist „Stanislaus“ wird das gewesen sein, unterstützt von Ihrem andern guten Geist „Geldbeutel.“

„Sein Sie heute nicht so prosaisch, Lori, Sie sind es ja außerdem nicht, und ich habe oft Huber um eine Freundin beneidet, die das Leben so ganz und gar von der lichten Seite nimmt.“

„Sie wollen sagen, von der leichten! Aber beneiden Sie den guten Joseph nicht mehr. Ich habe die Absicht, ihn zu verlassen, — wieder nach Wien zurückzukehren. Was sagen Sie dazu, Herr Baron?“

„Thun Sie das nicht, Lori! Dann ist Joseph verloren! Sie müssen um Seinetwillen hier bleiben!“

„Um Seinetwillen!“ sagte langsam das Mädchen.

Walram aber, ohne ihren Ausruf zu beachten, fuhr fort: „Ich brauche Ihnen Joseph's Charakter nicht auseinanderzusetzen, Sie kennen ihn besser, länger als ich. Er ist ein guter, liebenswürdiger, aber grenzenlos leichtsinniger Mensch. Es giebt keine Tollheit, keinen Unsinn, vor dem er zurückweicht; Bedenken kennt er nicht, dem Vergnügen gegenüber, und das, was man Gewissen nennt, hat er auch nicht, aus dem einfachen Grunde, weil er nie an die Vergangenheit denkt, das heißt, an eine Vergangenheit, die nicht Vergnügen ist, und weil er nur dem Augenblicke lebt.“

„Bei einem solchen Menschen bin ich ja auch überflüssig!“

„Das sind Sie nicht! Sie sind die Einzige, die einen Einfluß auf ihn hat! Ich weiß nicht, soll ich es Liebe, Gewohnheit, oder einen kleinen Zauber nennen.“

„Das Letztere wird Ihnen wohl sehr schwer bei mir anzunehmen, Herr Baron?“ sagte Lori, nicht kokett, sondern mit einer gewissen Aengstlichkeit.

Walram aber entgegnete ruhig: „Durchaus nicht, denn ich finde, daß Sie ein sehr hübsches, sehr gutes und sehr offenes Mädchen sind; ist das nicht genug, um zu bezaubern?“

„Nein,“ sagte Lori trocken, „es gehört noch was Anderes dazu, — ein gewisser Reiz! —“

„Der ist aber für Jeden verschieden.“

„Wie heißt der, der Ihnen gefährlich wäre, Herr Baron?“

„Ach, liebe Lori,“ sagte Felix, ihr die Hand reichend, „Sie sind die Einzige auf der ganzen Welt, der ich das sagen möchte! Glauben Sie mir, daß ich noch nie daran gedacht, wie eine Frau beschaffen sein müßte, die mir gefährlich würde?“

„So haben Sie sich also unbewußt dem Zauber hingegeben?“

Felix schüttelte lächelnd den Kopf.

„Sie werden mich doch nicht wollen glauben machen, daß Ihnen schöne Frauen gar nicht gefährlich sind?“

„Keine Frau ist mir gefährlich,“ sagte Felix aufstehend und im Zimmer auf und abgehend, — „aber sie sind mir werth — und ich halte sie hoch.“

Lori war auch aufgestanden, ein heller Zorn malte sich in ihrem lieblichen Gesichtchen, und sie murmelte leise zwischen den Zähnen: „Er ist doch ein Geck!“

Felix Walram aber, ihrer Gegenwart vergessend, ging immer noch gesenkten Hauptes im Zimmer auf und ab.

„Wissen Sie,“ bemerkte Lori endlich, „daß es keine größere Beleidigung für eine Frau giebt, als wenn ein Mann ihr sagt: daß ihr Geschlecht ihm gleichgültig sei?“

„Das habe ich nicht gesagt!“ rief Felix eifrig und stillstehend in seiner Promenade.

„Doch etwas Aehnliches! Ja, ja, ich will wieder nach Wien zurückkehren, denn die drei Herren, die

hier Zutritt bei mir haben: Sie, Huber und Heathcote sind mir denn doch zu „schlecht gesinnt.“ Huber ist durch und durch blasirt, „ausverliebt,“ wie ich es nenne, Herr Heathcote hat gar kein Herz, und Sie —“

„Ich habe Anderes zu thun, als mich um dies unbequeme, egoistische Ding, in der Beziehung, wie Sie es meinen, zu kümmern. Freilich bei uns Dreien kann es einem jungen, schönen, anbetungsbedürftigen Mädchen nicht gefallen. Ich sage aber doch, bleiben Sie hier und halten Sie Ihre Hand über Joseph!“

„Nein, ich gehe, Herr Baron, und wenn ich fort bin, dann“ — ihre Stimme wurde weicher — „dann nehmen Sie sich seiner an, und vor Allem verrathen Sie ihm nie diese Unterhaltung!“

Felix sagte: „Was haben wir denn so Wichtiges gesprochen, das er nicht wissen dürfte?“ und verletzte durch diese Worte ein ihm zugethanes Herz auf's Tiefste.

Kalt entließ ihn Lori, und auch der arme, kleine Bologneser, den sie mit solchem Entzücken empfangen,

mußte ihren Zorn büßen, — sie würdigte ihn weiter keines Blicks und verließ das Zimmer, und das hülflose Thier rannte mit leisem Wimmern aus einer Ecke des ihm fremden Raumes in die andere.

Währenddeß lief Lieschen bei allen Juwelieren Frankfurts herum. Man bot ihr überall eine so kleine Summe, daß sie gar nicht wagte, die schönen Juwelen, das funkelnde Geschmeide dafür herzugeben. Endlich mußte sie sich doch dazu entschließen und unter dem Vorbehalt, es im Laufe der nächsten drei Tage wieder einlösen zu dürfen, gab sie es her und brachte mit trauriger Miene die Goldstücke zu Lori, die aber vollkommen damit zufrieden war, da die Summe mehr betrug, als sie zu ihrer Reise nach Wien bedurfte. Sie packte nun Lori eine Masse ihr unentbehrlich scheinender Dinge auf und bat sie, im Laufe des Nachmittags noch einmal wiederzukommen. Als Lieschen aber nicht kam und die Uhr sechs schlug, — um sieben ging der Postwagen ab, den sie benutzen wollte, — nahm sie von allen ihren zurückbleibenden kleinen Herrlichkeiten mit leichtem Herzen Abschied, packte den armen Bologneser, das

Geschenk Walram's, unter den Arm, warf einen dunklen Mantel über, knüpfte, statt des Hutes, ein Tuch über den Kopf, und machte sich auf den Weg nach dem Posthofe.

Als sie in den Thorweg eintrat, war das Erste, was sie im hellerleuchteten Posthofe stehen sah, — Joseph Huber in seinem ihr wohlbekannten Ueberwurf mit der rothen Sammtcapuze. Er erwartete sie offenbar, denn gespannten Blickes sah er nach dem Eingange, konnte sie aber nicht in ihrem verhüllenden Anzug, dem groben Mantel, dem dunklen Kopftuche erkennen. Statt zurückzugehen, schritt sie an ihm vorüber, aber in möglichster Entfernung, gesenkten Hauptes. Eben schlug die Uhr halb sieben. Ein Postillon stieß in's Horn, der Conducteur, am Schlage eines fahrfertigen Wagens stehend, rief mit lauter Stimme: „Alles complet?“ und wollte eben die Thüre schließen, als Lori sich an ihn drängte und sagte: „Ich fahre noch mit!“

„Haben Sie Ihr Passagierbillet?“

„In der Tasche! Aber lassen Sie mich hinein, ich gebe es Ihnen später.“

Der Mann sah in ein Paar sehr hübsche Augen und machte weiter keine Einwendungen, und eine Secunde später rollte der Wagen mit Lori an Joseph vorüber, der immer noch auf sie wartend am Thorwege stand. Lori aber legte sich zurück und sagte bitter: „Also auch sie hat mich verrathen! — ich habe kein Glück!“

Armes Lieschen! Wie unrecht wurde Dir gethan! Im nächsten Kapitel werden wir sehen, wie wenig sie Lori's Vertrauen getäuscht, und wie theuer der Aermsten dies Vertrauen zu stehen gekommen.

Viertes Kapitel.

Eine Maske wird gelüftet.

In einem kleinen, runden Cabinet, dessen Wände und Decke mit rosenrothem Papier und darüber mit faltigem, weißem Mousselin bekleidet waren, saß die schöne Dina in einem blaßgrünen Cachemirüberrock.

Der Fauteuil, auf welchem sie saß und das kleine Boule-Tischchen, das vor ihr stand, waren die ein-

zigen Möbel im Zimmer, denn rund um die Wand herum lief ein mit blaßrother Seide bezogener, niederer Divan. Die schöne Frau mit dem dunklen Haare hätte keinen besseren Hintergrund finden können, als dies kleine rosenrothe Gemach, dessen Frische nur ihre eigne hob.

Vor ihr auf dem Tischchen stand ein Majolica-Teller mit einer Masse Ringe und kleiner Schmucksachen, — es war der Spielteller für die sie besuchenden Herren, denn sie unterstützte die Unart derselben, immer Etwas zwischen den Fingern zu verarbeiten, indem sie ihnen lächelnd den Teller hinschob, während sie selbst ihre schönen Arme kreuzte und, in weicher Ruhe auf ihrem Sessel hingegossen, ihre Anbeter sich bemühen ließ.

Heute hatte sie ein Buch in der Hand, es war die Sprüchwörtersammlung von K. Simrock, und sie las und blätterte darin, während sie Felix Walram erwartete, den sie ja auf heute Morgen bestellt.

Endlich meldete ihn der Diener. Nachdem er aus dem Salon einen Sessel hereingeschoben, entfernte er sich wieder und Felix trat ein. Er war

heute dunkler und einfacher als gewöhnlich gekleidet und Dina's scharfem Blick entging das nicht.

„Wie, nicht im Reitcostüme, Frau Gräfin?“

„Nein, ich sehe, Sie sind gestiefelt und gespornt, aber es ist vergebens, wenigstens mit mir werden Sie heute nicht reiten, denn ich lerne Lebensweisheit aus diesem Buche, — und da steht drin, daß eine gute Frau sein soll wie ein Ofen und zu Hause bleiben — und also nicht ausreiten, und da bleibe ich denn zu Hause.“

„Sie sind aber keine Frau, sondern eine Wittwe, und die kann thun, was sie will.“

„Gott sei Dank, ja! Warum waren Sie gestern Abend nicht auf dem Balle?“

„Weil es mich langweilt, immer dieselben Menschen mit denselben Ideen beschäftigt zu sehen.“

„Ideen! wirklich Ideen? ich traute den Leuten en masse das nicht einmal zu.“

„Oder Gegenständen, um richtiger zu sprechen.“

„Was meinen Sie denn?“

„Haben Sie je auf allen Bällen, allen Gesellschaften in der ganzen Welt eine einzige Person ge-

sehen, von der Sie hätten glauben können, sie denke an etwas Anderes, als an — sich selbst?"

„Oh," lachte Dina ausgelassen, „das ergötzt mich über die Maßen! Ist das wirklich Ihre Ansicht und woraus schließen Sie das, — vielleicht aus sich selbst?" setzte sie mit einem kleinen, allerliebsten Fingerdrohen hinzu.

„Ich, gnädige Frau, mache eine glückliche oder vielmehr unglückliche Ausnahme. Ich komme gar nicht in Betracht, denn ich leide an einer fixen Idee!"

„Sie erschrecken mich! Wie heißt die?"

„Noch kann ich Ihnen das nicht sagen. Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen überhaupt sagen darf. Um eine Verrücktheit zu verstehen, muß man selbst ein klein wenig den Spleen haben!"

„Sagen Sie, sagen Sie! Ich werde Sie verstehen! Ich bin so neugierig, was ein solcher „Lion" ambitioniren kann."

„Herr von Huber behauptete gestern, ich gehe damit um, eine neue Mode zu gründen," sagte Felix ironisch.

„Ja, etwas Aehnliches denke ich mir auch! — Heraus damit!“

„Sagen Sie mir lieber, was das für ein Buch ist, in dem Sie da gelesen haben!“

„Eine Sprüchwörtersammlung, die Lectüre, die Sie mir letzthin empfohlen.“

„Es war die Lieblingslectüre meines Vaters, — der ein vollkommenes Original war.“

„Erzählen Sie von ihm, — ist er todt?“

„Seit mehreren Jahren. Er war der größte Egoist, den je die Erde getragen.“

„So liebte er Sie nicht?“

„Außerordentlich, denn ich war ja sein Sohn und zwar sein einziger Sohn, sein einziges Kind. Es sollte durchaus ein Wunder aus mir werden; den ganzen Tag prägte er mir seine Lebensregeln ein, und selbst die Nacht sorgte er für mein Fortkommen in der Welt, indem er mich, als kleines Kind, mit Salben für den Haarwuchs beschmierte und mit Handschuhen und Hütchen an den Fingern zu Bett bringen ließ, um die Form und die Haut meiner Hände zu verschönern.“

„Ah! Ich begreife, Ihre Sorge für Ihren „äußeren Menschen" ist also eine früheingelernte Tugend," lachte Dina spöttisch.

Felix gab darauf keine Antwort und fuhr fort, in der Erinnerung an seine Kindheit verloren: „Ich wurde behandelt wie ein Mädchen, durfte nichts als Hühnerfleisch essen, weil alles Andere den Teint ruiniren würde, und nie bei Sonnenschein ausgehen. Mein Vater behauptete, man müsse seine äußere Erscheinung auf das Sorgfältigste pflegen, weil es eigentlich nur drei Gewalten gebe: Schönheit, Geburt und Geld! Die Macht des Geistes läugnete er ganz und gar, obgleich er selbst unendlich viel Geist besaß. Er meinte, nichts sei leichter, als Andere zu beherrschen; man müsse nur immer fest auf die Schlechtigkeit der Menschen und auf — ihre Dummheit rechnen. „Du hast gar keinen Begriff," sagte er oft zu mir, „wie dumm die Masse der Menschen ist. Sie glauben Alles, Alles imponirt ihnen, wenn eine der drei Mächte im Leben es unterstützt, — ein schöner, noch mehr aber ein vornehmer und ein reicher Mensch kann alle Welt um den Finger

wickeln, Geist ist nur eine Einbildung, Niemand hat Respect davor, und jeder Dummkopf glaubt ihn selbst zu besitzen. Etwas Menschenkenntniß, basirt auf die Ueberzeugung, daß man nur Schurken und Dummköpfe vor sich hat, genügt, um Alles zu erreichen, sobald man nur die drei Gewalten oder nur eine davon besitzt."

„Mir schaudert vor Ihnen, Baron Walram," sagte Dina, ihren Sessel von ihm wegrückend, „Sie sind in einer fürchterlichen Schule aufgewachsen!"

„Und dennoch galt mein Vater für das Muster eines Ehrenmannes. Ueberall, wo ich seinen Namen nannte, fand ich die größte Achtung, ja, ich kann wohl sagen, Ehrfurcht für ihn, und ich, sein einziger Sohn, bin vielleicht der Einzige, der sich einen Tadel bei seinem Andenken erlaubt."

„War er denn höflich mit den Menschen?"

„Nicht doch! Er behandelte eigentlich alle Welt äußerst geringschätzend. Ich erinnere mich, daß ich oft dabei zugegen war und darüber ganz verlegen wurde. Aber grade dies, so scheint es, hat den Menschen imponirt. Außerdem bezahlte er richtig

seine Steuern, seine Rechnungen, seine Dienstboten und Untergebenen, — sprach aber nie mit ihnen etwas Anderes, als das unumgänglich Nöthigste, und das auf die barscheste Art, — aber alle fürchteten ihn und, glauben Sie mir es, — verehrten ihn."

„Und Ihre Mutter, was sagte die dazu?"

„O, das war ein Engel! Ich habe von ihr nur noch eine geisterhafte, lichte Erinnerung, sie starb, als ich zehn Jahr alt war. Sie hatte auf meinen Vater nicht den mindesten Einfluß. Das Frauenzimmer ist schwach! war seine einzige Ansicht vom andern Geschlecht. Unter der Rubrik „Schwachheit" rangirte er alle guten und alle schlimmen weiblichen Eigenschaften und beachtete sie weiter nicht. Im Sommer, wenn wir auf dem Lande waren, — den Winter brachten wir gewöhnlich in Reval zu, — mußte meine Mutter mit den weiblichen Domestiken immer ein abgesondertes Haus bewohnen, weil er behauptete, ich werde, wenn ich meine Mutter nur stundenweise im Tage sehe und nicht immer bei ihr sei, „vernünftiger", und was die Dienstboten betraf, so meinte er, die Mägde ver-

rückten seinen Dienern den Kopf und ihm werde dann nicht so musterhaft aufgewartet, wie er es verlangte.“

„Liebten Sie ihn?“

„Nein!“

„Bemerkte er das nicht, und verdroß ihn das nicht?“

„Er bemerkte es wohl, aber ihm genügte vollkommen, daß ich ihn fürchtete, und das geschah im höchsten Grade. Mein Gefühl für ihn, das in meiner ersten Jugend gereizt war, hat aber jetzt alle Bitterkeit verloren. Ich liebe ihn noch nicht, denn das ist nicht möglich, einem Manne gegenüber, den man als solchen Egoisten erkannt hat, — aber ich schätze ihn, denn er war vollkommen ehrlich, offen und wahr.“

„Sie haben Recht,“ sagte Dina lebhaft, „mehr kann man eigentlich von Niemandem verlangen, und wenn jeder das wäre, so wäre die Menschheit gerettet.“

„Sie machen das um wohlfeilen Preis ab, gnädige Gräfin.“

„Hat er vielleicht seinen ganzen Cassenvorrath im Spiel verloren, oder ist ihm bei einer Tänzerin irgend ein reicher Russe zuvorgekommen, oder hat ihn sein Schneider im Stich gelassen? In welchem seiner drei großen Lebensmotive: Geld, Frauen und Spiel, hat er Havarie gelitten?"

„Seine Geliebte ist ihm durchgegangen!"

„Ich wollte, sein Freund ging ihm auch durch!"

„Was heißt das?"

„Daß ich nicht begreife, wie Sie sich die Freundschaft dieses Menschen gefallen lassen! Er ist ja geradezu um seines leichtsinnigen Lebens willen verrufen!"

„Glauben Sie mir, gnädige Frau, er ist um nichts schlimmer, als alle die jungen Leute, die Sie bei sich sehen und deren Huldigungen Sie sich gefallen lassen. Nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er seine Streiche selbst erzählt, während Andere sie leugnen."

„Glauben Sie?"

„Gewiß! Und ich möchte Ihre Theilnahme für ihn gewinnen. Das Mädchen, das ihn verlassen, hat er wirklich geliebt, das sehe ich jetzt an der

Apathie, in die er versunken, seit sie weg ist. Als sie hier war, verging freilich kein Tag, an dem er ihr nicht eine Treulosigkeit beging, aber auch keiner, an dem er nicht zu ihr zurückkehrte."

„Abscheulich!"

„Das nannte er höchst komischer Weise Treue! Er behauptet, nicht im Festhalten, sondern im Wiederkehren nach der Flucht liege die Treue, und diese Treue einzuflößen sei allein schmeichelhaft, eine andere könne nur Faulheit oder Bequemlichkeit des Liebhabers sein."

„Abscheulich! Dreimal abscheulich!"

„Es war nur vielleicht eine üble Gewohnheit, gnädige Gräfin," und mit einer gewissen Malice setzte Felix hinzu: „So wie oft die edelsten Frauennaturen aus Gewohnheit die Huldigung eines Jeden annehmen, so giebt es auch genug Männer, die, ohne Etwas dabei zu denken, jedem hübschen Gesicht, das ihnen begegnet, so lange nachlaufen, als dies Gesicht es sich gefallen läßt."

Dina sah ihn groß an, sie verstand den Stich und war zu stolz, dies zu leugnen. „Ihr Vergleich

„Was meinen Sie denn noch? Mir scheint der einzige Feind der Gesellschaft: die Lüge, die Falschheit, die Verstellung.“

„Der Gesellschaft, ja! aber nicht der Menschheit!“

„Mein Gott, Baron Walram, denken Sie denn je daran, daß es außerhalb der Gesellschaft noch Menschen giebt?“

„Ich denke an weiter nichts, gnädige Gräfin!“ sagte Felix mit einem so durchdringenden Ernst, daß Dina gar nicht zu antworten wagte und ihn nur mit erschrockener Verwunderung betrachtete.

In diesem Augenblicke wurde ein Besuch gemeldet. Felix stand auf und nahm seinen Hut.

„Denken Sie, Sie hätten geträumt, Frau Gräfin!“ sagte er, indem er mit einer Verbeugung hinter der rosenrothen Portière verschwand.

Und so war es auch Dina, es war ihr, als hätte sie geträumt.

Was sollte das heißen: Ich denke an weiter nichts! Er hatte sie offenbar zum Besten gehabt, und sie erwartete mit Ungeduld den Moment, wo sie ihn darüber zur Rede stellen konnte.

Es vergingen aber mehrere Tage, ehe sie ihn wieder zu sehen bekam. Endlich, in einer Abendgesellschaft, sah sie ihn mit Huber eintreten. Er gewahrte sie sogleich und kam zu ihr, lächelnd wie immer, ausgesucht elegant wie immer, parfümirt wie immer. Wie konnte dieser Dandy jemals an die „Menschheit" gedacht haben! Und dennoch fragte sie ihn: „Sie sind mir noch eine Erklärung von letzthin schuldig, Herr von Walram!"

„Ich hoffte, Sie hätten das vergessen," sagte er heiter, „muß Ihnen aber auf jeden Fall Hartherzigkeit vorwerfen, daß Sie eher daran denken, Ihre Neugierde zu befriedigen, als zu bemerken, wie blaß und elend mein armer Huber aussieht, den ich beinahe mit Gewalt heute Abend hierher geschleppt! Denken Sie, Huber melancholisch, Huber unglücklich!"

„Wir leben in einer wunderbaren Zeit, Baron Walram! Es giebt jetzt leichtsinnige Roués, die melancholisch sind, und in sich verliebte Dandy's, die Menschenliebe predigen."

„Wirklich," sagte Walram, als habe er nichts verstanden, „aber Sie fragen gar nicht, was dem armen Huber fehlt?"

„Hat er vielleicht seinen ganzen Cassenvorrath im Spiel verloren, oder ist ihm bei einer Tänzerin irgend ein reicher Russe zuvorgekommen, oder hat ihn sein Schneider im Stich gelassen? In welchem seiner drei großen Lebensmotive: Geld, Frauen und Spiel, hat er Havarie gelitten?"

„Seine Geliebte ist ihm durchgegangen!"

„Ich wollte, sein Freund ging ihm auch durch!"

„Was heißt das?"

„Daß ich nicht begreife, wie Sie sich die Freundschaft dieses Menschen gefallen lassen! Er ist ja geradezu um seines leichtsinnigen Lebens willen verrufen!"

„Glauben Sie mir, gnädige Frau, er ist um nichts schlimmer, als alle die jungen Leute, die Sie bei sich sehen und deren Huldigungen Sie sich gefallen lassen. Nur mit dem einzigen Unterschiede, daß er seine Streiche selbst erzählt, während Andere sie leugnen."

„Glauben Sie?"

„Gewiß! Und ich möchte Ihre Theilnahme für ihn gewinnen. Das Mädchen, das ihn verlassen, hat er wirklich geliebt, das sehe ich jetzt an der

Apathie, in die er versunken, seit sie weg ist. Als sie hier war, verging freilich kein Tag, an dem er ihr nicht eine Treulosigkeit beging, aber auch keiner, an dem er nicht zu ihr zurückkehrte."

„Abscheulich!"

„Das nannte er höchst komischer Weise Treue! Er behauptet, nicht im Festhalten, sondern im Wiederkehren nach der Flucht liege die Treue, und diese Treue einzuflößen sei allein schmeichelhaft, eine andere könne nur Faulheit oder Bequemlichkeit des Liebhabers sein."

„Abscheulich! Dreimal abscheulich!"

„Es war nur vielleicht eine üble Gewohnheit, gnädige Gräfin," und mit einer gewissen Malice setzte Felix hinzu: „So wie oft die edelsten Frauennaturen aus Gewohnheit die Huldigung eines Jeden annehmen, so giebt es auch genug Männer, die, ohne Etwas dabei zu denken, jedem hübschen Gesicht, das ihnen begegnet, so lange nachlaufen, als dies Gesicht es sich gefallen läßt."

Dina sah ihn groß an, sie verstand den Stich und war zu stolz, dies zu leugnen. „Ihr Vergleich

paßt nicht, Herr Baron," sagte sie kalt, „weil eine Frau nichts thun kann, um einen Ueberlästigen zu entfernen, während ein Mann sich noch dazu bemühen muß, um diese „schlechte Gewohnheit", wie Sie es nennen, zu befriedigen; im allerschlimmsten Falle ist die Dame passiv."

„Die Dame braucht nur einen solchen Blick, wie Sie mir eben zuwerfen, gnädigste Gräfin, in Anwendung zu bringen, und sie wird Alle los!" Er stand nun lächelnd auf, verbeugte sich und wollte gehen. Dina aber rief ihn zurück.

„Erst erzählen Sie mir Huber's unglückliche Liebesgeschichte."

„Wie Sie befehlen!" Und er setzte sich wieder neben sie. Es war ein von Lauschern freies Plätzchen, das die Beiden einnahmen. In der Ecke eines Zimmers zwischen Blumentöpfen standen die zwei Fauteuils, durch ein eingelegtes Tischchen, das mit Albums bedeckt war, von der Gesellschaft gesondert.

„Huber," begann Walram, „hatte schon seit mehreren Jahren in Wien ein Verhältniß mit einer jungen Schauspielerin, einer Waise aus den untersten

Ständen, aber mit Schönheit und Mutterwitz begabt. Sie war seit einigen Monaten hier unter dem Namen „Günther" engagirt."

„Ah! ich erinnere mich, ein hübsches Ding, mit stark ausgeprägtem Wiener Accent, in naiven Rollen durch ihr frisches, unternehmendes Wesen ganz anziehend, aber —"

„Nichts Bedeutendes; sie weiß das selbst. Huber hatte ihr das Engagement hier verschafft, weil ihm die Trennung von ihr zu schwer fiel, und sie nicht ihm hatte folgen wollen, bloß als seine Geliebte."

„Und dieses Mädchen ist vor einigen Tagen verschwunden?"

„Ja. Damit hängt aber nun eine andere Geschichte zusammen, die ich Ihnen erzählen muß, wäre es auch nur, um Huber einmal in einem guten Lichte zu zeigen."

Er theilte ihr nun die Rettung Lieschens durch Huber mit, und zugleich die anspruchlose Weise, in welcher dieser seine Wohlthat gegen ihn erwähnt; dann auch, daß Huber das Mädchen an Lori empfohlen, die ihr Arbeit geben sollte, damit sie

nicht mehr gezwungen sei, das Haus des Schusters zu betreten.

„Ich fange wirklich an, Ihren Freund in einem vortheilhafteren Lichte zu sehen," sagte Dina mit der allen besseren Frauen eigenthümlichen Theilnahme am Unglücke einer ihres Geschlechtes.

„Die Prüfungen des armen Mädchens waren noch nicht zu Ende," sagte Felix.

„Huber hatte Lori am Morgen besucht und sie auffallend kalt und übellaunig gefunden. Ich hatte davon nichts bemerkt, als ich sie vielleicht eine Stunde später aufsuchte, um ihr den Gegenstand einer von ihr gewonnenen Wette, ein kleines Bologneser Hündchen zu bringen."

„Um was wetteten Sie denn?"

Felix that, als überhöre er die Frage und fuhr fort:

„Sie theilte mir nun mit, daß sie Huber und Frankfurt zu verlassen entschlossen sei. Ich rieth ihr ab, nahm aber die Sache als eine vorübergehende Mädchenlaune, die von einem Zank mit dem Geliebten herrührte, — und dachte nicht weiter daran.

Am Abend, als wir, wie gewöhnlich, bei unserem gemeinschaftlichen Diner sitzen, Huber, Heathcote und ich, stürzt ein Kellner herein und sagt, draußen sei Jemand von der Polizei, der Herrn Huber ersuche, auf das Hauptamt zu kommen.

Huber sieht aus wie ein vollkommen unschuldiger Mensch — und versichert uns, daß das ein Irrthum sein müsse. Man läßt den Agenten hereinkommen, und da hören wir denn, daß es sich nur um eine Zeugenaussage handle. Ein des Diebstahls verdächtiges Mädchen habe sich auf ihn berufen.

Huber wirft seinen Paletot um und bittet mich, ihn zu begleiten, was ich ihm nicht wohl abschlagen konnte.

Als wir in das Zimmer des Polizeicommissars treten, sehen wir ihn am Tische sitzen und in einer Ecke, auf einem Stuhle, ein blasses, schluchzendes Mädchen.

„Lieschen!" ruft Huber. Das Mädchen springt auf und wirft sich ihm zu Füßen.

„Retten Sie mich, gnädiger Herr! Retten Sie mich!"

Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter reden. Der Commissar schlug nun ein Papier, das vor ihm lag, auseinander, — eine Masse von Schmuck und Juwelen, doch offenbar nicht von einer vornehmen Dame herrührend, lag darin.

„Kennen Sie diesen Schmuck?" frug er nun.

Huber wurde ganz blaß und sah Lieschen an, aber er sagte nichts.

Das Mädchen aber rief: „Sagen Sie nur, wem er gehört. — Ich habe ihn für sie verkaufen müssen."

Da war es, als bekäme Huber einen Dolchstich.

„Verkaufen? Wozu? Will sie fort? Mädchen, rede! rede!"

Lieschen wollte offenbar nicht mit der Sprache heraus; statt aller Antwort frug sie, wie viel Uhr es sei? Huber aber, dem der Commissar einen Wink gab, rief schnell: „Es ist sieben," — aber es war kaum sechse! Da sagte das Mädchen: „Dann darf ich reden, sie ist in Sicherheit, der Wagen ist weg!"

„Das gute Kind!" sagte Dina, „als wenn man ...nen Postwagen nicht einholen könnte!"

„Das schien nicht einmal nöthig. Huber überließ es mir, dem Commissar Alles zu erklären und stürzte nach dem Posthofe; hier stellte er sich neben den Wagen, den Lori besteigen mußte, um nach Wien zu kommen; auch ich, als ich später nachkam, hielt am Thore Wache, — aber vergebens, — Lori kam nicht. — Wir gingen nun nach ihrer Wohnung, — sie war fort. Nach sechs Uhr hatte sie das Haus verlassen, — weiter wußten die Leute nichts, denn sie hatten nur um diese Zeit die Thüre der Schauspielerin schließen und ihren wohlbekannten Tritt auf der Treppe gehört."

„Da konnten Sie Ihr Hündchen wieder mitnehmen!"

„Das hatte sie mitgenommen, — es war das Einzige, denn sogar die Kleider, die ihr Lieschen hatte auf den Posthof bringen sollen, waren noch in der Letzteren Wohnung, weil man das arme Kind auf die Anzeige eines Juweliers, dem sie den Schmuck angeboten, schon am Nachmittag verhaftet hatte."

„Wie kam es denn, daß erst am Abend Huber gerufen wurde?"

„Das ist das Rührende bei der Geschichte. Als Lieschen am Nachmittage um zwei Uhr von der Polizei aus ihrer Wohnung geholt wurde und erst vor dem Polizeicommissar erfuhr, wessen man sie beschuldigte, sagte sie: „Die einzige Person, die mich rechtfertigen kann, darf ich nicht vor sieben Uhr holen lassen. Schicken Sie zu meiner Mutter, Herr Commissar, und lassen Sie ihr sagen, um sieben Uhr käme ich frei nach Hause.“ Alle Bitten, alles Drohen, um früher Etwas von ihr zu erfahren, waren nun vergebens. — Das gute Kind schwieg und saß geduldig auf dem Polizeiamt, um Lori Zeit zu lassen, zu entfliehen. Der Commissar, der in ihrem Schweigen die Absicht zu sehen glaubte, einen Mitschuldigen entwischen zu lassen, täuschte sie über die Zeit und anstatt um sieben wurde schon um sechs Uhr zu Huber geschickt.“

„Dieses Lieschen war wohl der Schauspielerin zu Dank verpflichtet?“

„Durchaus nicht, denn sie sagte nach ihrer Freilassung zu mir, das Frauenzimmer habe ihr gar nicht gefallen und ihre heimliche Flucht von einem

solchen Freunde habe ihr schwarzer Undank geschienen; ja, es sei ihr selbst unbeschreiblich peinlich gewesen, in diesem Complott gegen ihren Lebensretter und Wohlthäter mitzuwirken, aber, — sagte sie naiv, — ich hatte mich von ihr überreden lassen, sie hatte mir nun einmal vertraut, was war da zu machen? Ein Vertrauen kann man doch nicht täuschen, — ich weiß zu gut, wie weh das thut, setzte sie mit einem Seufzer hinzu."

„Schicken Sie mir das Mädchen, Walram, ich will sie in meine Dienste nehmen, sie soll es gut bei mir haben. — Das Mädchen ist ein Juwel, sie hat noch einen Begriff, daß Vertrauen und Wohlthaten verpflichten."

„Sie haben Recht, Gräfin! Das Mädchen ist ein Juwel!"

„Ist sie hübsch?" frug mißtrauisch, als Felix in ihr Lob so begeistert einstimmte, die Dame.

„Sie sieht leidend aus; auch ist sie beschränkten Geistes. Sie ist das Ideal derjenigen, denen einst das Himmelreich sein wird!"

„Nun reden Sie auch noch vom Himmelreich, Baron! Je n'en reviens pas! Ein Dandy, der den einen Tag von der Menschheit und den andern Tag vom Himmelreich spricht!“

„Spotten Sie nicht, Frau Gräfin, von Ihnen thut mir das weh, denn gerade auf Sie, auf Ihre große Seele habe ich gerechnet!“

„Zu was?“ frug Dina nun auch ernst.

Felix lächelte aber wieder und sagte: „Ich bin ja ein Don Quixote, — sagte ich Ihnen nicht, daß ich an einer fixen Idee leide? Nun wohl, diese fixe Idee ist, einen Lindwurm zu bekämpfen, aber nicht einen Lindwurm, der alle Welt verschlingen will, sondern einen, der sie schon verschlungen hat.“

„Da müssen Sie ja, ein zweiter Jonas, in den Bauch des Ungeheuers kriechen und die ganze Menschheit wieder herausziehen.“ —

Felix antwortete nichts darauf, denn er saß in Gedanken versunken, wie ihm das zuweilen widerfuhr; aber Dina weckte ihn auf, indem sie frug: „Wie heißt der Lindwurm?“

„Egoismus,“ sagte Felix noch halb in Gedanken.

Dina sah ihn verwundert an, dann sagte sie bitter: „Da beklage ich Sie, armer Baron, da ist keine Siegeshoffnung! Gegen den Egoismus der heutigen Welt würde selbst ein Gott vergebens kämpfen!“

Bei diesen niederdrückenden Worten aber erfaßte den begeisterten Schwärmer gerade eine aufsteigende Gluth, und während eine Dame am Clavier im zweiten Zimmer eine französische Romanze von Louise Puget sang, während ab- und zugehende Menschen rings von Nichtigkeiten flüsterten, entfaltete plötzlich hingerissen der moderne Apostel die Wünsche und die Pläne seiner Seele vor der aufmerksam zuhorchenden Frau, während sein Auge glühte und seine Stimme, obgleich gedämpft, in den tiefsten Tönen vibrirte. „Ich hege keinen Zweifel, deutlich ruft eine Stimme in meiner Brust: es muß gelingen, woran ich mein Leben zu setzen entschlossen bin, worauf jede Faser meines Daseins gerichtet ist! Von Kind auf hatt' ich nur die eine Frage: Warum das Elend, warum keine Hülfe? Was man mir darauf antwortete, dünkte mir schaal und ungenügend und herzlos. Es

darf auf Erden unverschuldetes Unglück geben, — denn das liegt in Gottes Hand, — aber ein unverschuldetes Elend ist ein Schandmal der Menschheit!"

„Sie sind Communist!"

„Ich bin kein Communist, — ich bin nur ein Christ!"

„O Gott!" sagte Dina, denn der Contrast dieser Worte mit ihrer Umgebung überwältigte sie. In dem ganzen Raume war kein Einziger von diesen vielleicht hundert Menschen, der sich nicht Christ nannte, und kein Einziger, der es nicht für eine Lächerlichkeit, ja für eine Absurdität gehalten hätte, das im ernsten Sinne, wie Felix es that, selbst auszusprechen. In diesem Gefühle sagte sie niedergeschlagen:

„Sie werden keine Proselyten machen, mein armer Freund!"

„O, ich werde, ich werde! Denn ich will klug und vorsichtig zu Werke gehen. Die Hölle will ich durch den obersten der Teufel, durch den Egoismus will ich den Egoismus besiegen! Und es wird die

Zeit kommen, wo keiner mehr wagen darf, Freudenthränen zu vergießen, ohne dafür Schmerzensthränen zu trocknen!"

Dina sah den glühenden Mann mit Staunen an; ihr war wie im Traume, aber begierig empfing sie jedes seiner Worte in ihrem Herzen.

„Ich bin nach Frankfurt gekommen," fuhr Walram fort, „wo der Mittelpunkt der deutschen Nation, der gestorbene und wiedererweckte Bundestag, das Herz meines Volkes sein soll, — armes Herz, noch ärmeres Volk! Sie sehen mich erschrocken an," sagte er bitter, „fürchten sie nichts, Gräfin, ich bin kein Freiheitsheld, und damit Niemand in mir einen solchen fürchte, trage ich die Livrée eines „gebildeten Menschen". Ginge ich im Ueberrock mit langem Haar und Bart, und am Ende gar mit einem bürgerlichen Namen, mit meinem Anliegen zu den Gesandten des Bundestags, — sie würden mir die Thüre zeigen lassen! Aber dem Manne, der mit ihnen gegessen, Whist gespielt, ihre Töchter zum Tanze aufgezogen, ihren Frauen die Cour gemacht und eine siebenspitzige Krone in seinem untadeligen

Wappen führt, den werden sie mindestens anhören, und damit ist schon viel gewonnen."

„Die Gesandten!" sagte Dina schmerzlich, „keiner von ihnen versteht Sie nur!"

„Glauben Sie das nicht! Jeder von ihnen fühlt und weiß, daß eine gähnende Kluft offen steht zwischen uns und der Zukunft, jeder sieht diese Kluft, jeder fürchtet, von ihr verschlungen zu werden, und keiner weiß sie auszufüllen."

„Aber wie wollen Sie dieses unerreichbare Problem lösen, — wer vermag gegen das Ungethüm „Pauperismus" anzukämpfen!"

„Ich habe Pläne genug, — ganze Bände darüber geschrieben, aber Gott sei dafür, daß ich sie als unfehlbar anpreisen werde! Die neuere Zeit hat Erfindungen, wozu wahrhaftig ein größerer Ideenaufwand gehört, als dazu, Mittel zu finden, hungernde Menschen zu speisen."

„Es giebt wohl entsetzlich viel Elend in der Welt?" frug mit bleichen Wangen die Dame.

„O Gräfin! Gott behüte Sie davor, zu sehen, was ich gesehen habe und was mir sogar die Frei-

heit, — denn früher schwärmte ich für sie, — verleidet hat. — In England, im freiesten Lande der Welt, habe ich Menschenjammer gesehen, für den Ihnen selbst der Begriff mangelt, und hier sogar, hier in Frankfurt! Glauben Sie mir, gnädige Frau, daß ich vor einigen Tagen durch meinen Kammerdiener zu einer Frau geführt wurde, die buchstäblich dem Hungertode nahe war.“

„Mein Gott!“

„Ist das nicht schon allein ein Zeichen der Zeit, daß ich nicht selbst bei Tage zu einem armen Menschen gehen darf, ohne allen Credit in der Gesellschaft einzubüßen, — würde man mich nicht für einen philantropischen Narren erklären und auslachen, während man es im höchsten Grade achtet, daß ich jeden Tag eine Stunde an meiner Toilette zubringe und für Cigarren, Pomaden, Essenzen so viel ausgebe, daß eine ganze Familie davon sorgenlos leben könnte. Und diese Narrheiten sind zu dem Credit nöthig, den ich nicht missen kann, wenn ich es an der Zeit halte, meine Mission zu erfüllen und auf die hier versammelten Staatsmänner zu wirken.“

„Ich will für Sie zu den Armen gehen,“ sagte mit Thränen im Auge Dina, „mir liegt nichts daran, ob man mich auslacht.“

„Sie können das nicht, Gräfin, — das Elend aufsuchen kann keine vornehme Frau, sie kann sich nur seiner annehmen, wenn ein Anderer es für sie hervorgezogen hat aus den schmutzigen Winkeln, in die sie nicht dringen kann, ohne sich selbst zu beschmutzen.“

„Sind Sie je selbst gegangen?“

„Ja, — doch durfte ich das immer erst thun, wenn ich aus der Gesellschaft kam, — denn wenn ich vorher gegangen, taugte ich für diese nicht mehr. Ich würde, statt Höflichkeiten, Lächeln und Complimente an die Leute zu verschwenden, ihnen meine Verachtung in's Angesicht schleudern müssen!... daß sie so herzlos und egoistisch neben dem Elend ihrer Mitmenschen das leerste, nichtigste Zeug treiben und dafür Summen verschwenden, die jene ein für allemal retten könnten!“

Dina griff in der Bewegung an ihren Busen; da fühlte sie ihre Demantnadel, für welche sie vor wenig Tagen eine große Summe ausgegeben. Sie

stellte einen Birnenzweig mit Blüthen und Blättern vor. Die Birnen waren ächte Perlen, die Blüthen rosenrothe Diamanten und die Blätter Smaragde. Sie nahm die Nadel von der Brust und legte sie in Felix Hand.

„Wenn sie heute Abend gehen, so nehmen Sie dies mit, — nichts von Ihnen! Heute gehen Sie für mich und morgen frühe bringen Sie mir den Dank eines Menschen und Lieschen, — vergessen Sie nicht, mir Lieschen zu schicken!"

Sie stand rasch auf, — und ehe noch Felix ihr antworten konnte, war sie davon geeilt, — zum ersten Male in ihrem Leben war die Reue in ihr Herz eingezogen, — zum ersten Male fühlte sie sich tief beschämt! Aber die Thränen der Reue und Beschämung sollte er nicht sehen, — Niemand sollte sie sehen.

Fünftes Kapitel.

Der Gang um Mitternacht.

Es war schon Mitternacht, als Felix die Gesellschaft verließ, um Dina's Auftrag zu erfüllen. Er

that es heute mit einer gewissen Beklemmung und nicht mit dem freudigen Gefühl, mit welchem er sonst solche Gänge antrat.

Er richtete seine Schritte zuerst nach einer kleinen Schenke, wo er schon mehrere Male seine Wohlthätigkeitscandidaten aufgefunden; den Hut in die Stirne gedrückt, den Mantel fest um die Schultern geschlagen, schritt er durch die belebten Straßen nach dem armen und einsamen Quartier, wo die Schenke lag, die selbst um diese Stunde nicht leer von Gästen war.

Das Haus war niedrig und hatte in der Fronte zwei Fenster und eine Thüre, aus welcher aber schon dem eintretenden Felix ein unerträglicher Tabaksdampf entgegenqualmte. Der Wirth erkannte ihn und empfing ihn mit einem tiefen Bückling im Flur.

„Noch Gäste da, Herr Hopfner?“ frug Felix an der Thüre zum Gastzimmer, dessen Klinke der Wirth in der Hand hatte, stehen bleibend.

„Nur wenige noch: der alte Stamm, Wurmbrand und Böckmann. Und dann noch ein junges Individuum, das ich nicht kenne.“

„Oeffnen Sie und besorgen Sie mir ein Glas Grog!“

Das Zimmer war schlecht beleuchtet von einer einzigen Lampe, die in der Ecke hing. Nur mit Mühe erkannte man am Tische vier Gestalten. Die Decke und die Wände waren schwarz geräuchert; auf den ehemals blauen Tapeten hingen ein Paar Lithographien unter Glas: Napoleon, Kaiser Nicolaus, Kossuth und Rinaldo Rinaldini! Niemand aber unter den Gästen hatte, ebensowenig wie der Wirth, der diese sinnreiche Ausschmückung besorgt, hierbei einen schlimmen Gedanken gehabt. Die Fenster waren mit dem stehenden Wirthshausschmuck, rothen baumwollnen Vorhängen, verziert. Das war aber auch Alles außer Tischen und Stühlen.

Felix stieß sich nicht an diese Umgebung, sondern nahm rasch einen Stuhl am Tische, wo die vier Gäste saßen, ein.

„Guten Abend, meine Herren!“ sagte er freundlich zu den drei älteren Männern; der jüngere starrte von ihm abgewandt mit bleichen Wangen in sein Glas.

„Guten Abend, mein Herr!“ sagte Wurmbrand, der älteste und rascheste im Reden; „Sie haben lange nicht unsere Societät beehrt, mein verehrtester Herr, und Sie wissen doch, wie sehr wir nur dem feinsten gesellschaftlichen Tone Spielraum gewähren und rüde Sitten verabscheuen.“

Felix antwortete nur durch eine Bewegung seines Hauptes, denn der junge Mann fesselte seine ganze Aufmerksamkeit und Wurmbrand kannte er schon. Dieser war ein ausgemacht schlechtes Subject, führte aber immer erhabene und feine Redensarten im Munde. Er hatte seine Frau beinahe todt geprügelt, so daß seine Kinder sie weggebracht und, um ihr Leben zu retten, ihm dann ihren Tod vorgespiegelt; — jetzt sprach er nur mit Thränen im Auge von dem ihm vorangeeilten, verklärten Engel; — seine Kinder, von ihm verlassen, hatten sich in die weite Welt zerstreut, um Brod zu finden; — er nannte sich einen armen, kinderlosen Greis und bedeckte die Augen, wenn man ein Kind hereinbrachte, weil er behauptete, dieser Anblick sei zu erschütternd für sein verwais'tes Vaterherz. Früher Schreiber

bei einem Advocaten hatte er in dessen Namen Gelder eincassirt und dankte es nur seiner Güte, daß er nicht gerichtlich deßhalb zur Verantwortung gezogen worden. Er lebte jetzt von den Almosen einer verheiratheten Schwester und seiner ältesten Tochter, die Näherin war. Er konnte unglaubliche Quantitäten Weins vertragen und vertrug sie auch, sprach aber immer nur von seinem „Gläschen“ Wein.

Stamm, ebenfalls ein alter Trinker, war Junggeselle und halb verrückt. Er hatte in seiner Jugend studiren sollen, es aber wegen mangelnder Geisteskräfte nicht durchführen können, wollte aber nun doch in seiner Redeweise stets den gelehrten Anlauf, den er einmal genommen, kund thun und war deshalb beinahe unverständlich. Alles, was er sagte, sagte er möglichst langsam, weitschweifig und unnatürlich, und man mußte ihn lange kennen, um den Sinn seiner himmelstürmenden Worte zu finden.

Böckmann war nur dadurch merkwürdig, daß es beinahe gar keine bürgerliche Stellung gab, die er nicht einmal ausgefüllt zu haben behauptete und

seine Sätze begannen immer: als ich Koch war, als ich Portier war, als ich Schneidermeister, als ich Kutscher, als ich Friseur war.

Wurmbrand behauptete, „obgleich er Böckmann seit zehn Jahren kenne, wisse er noch lange nicht, was für Metiers er alle getrieben." Jetzt gehörte Böckmann zur Lumpensammler-Gilde. Wurmbrand nannte das: „Sein Elend mästen von dem abgeworfenen Elend der Andern."

Stamm, den man einmal nach dem Metier seines Freundes frug, sagte von ihm: „Er muß seinen Kreislauf ausfüllen und seine Lebensthätigkeit bekräftigen, indem er aus contrairen Gegenden dasjenige absorbirt, was Andere der Straße retour verabfolgen als unnütz."

Dieses edle Kleeblatt war jeden Abend hier zu finden. Felix frug leise Wurmbrand, wer der junge Mann sei.

„Er erregt mein tiefstes Mitgefühl," sagte mit einem Augenzwinkern, welches Felix glauben machen sollte, daß er weine, der Alte. „Wer das Unglück so kannte, wie ich, vermag nicht ohne tiefe Rührung

einen solchen Jüngling zu sehen. Er gemahnt mich an einen meiner lieben Söhne."

Felix wandte sich nun geradezu an den Jüngling: „Wollen Sie nicht ein Glas mit mir trinken, junger Mann?"

„Soll das heißen, daß Sie es bezahlen wollen?" rief gereizt auffahrend der Fremde. „Steht es mir denn an der Stirne geschrieben, daß ich ein armer Teufel bin?"

„Sein Sie ruhig!" sagte mit sanftem Tone Wurmbrand und legte ihm die Hand auf den Arm. „Sie sind hier bei lauter feinfühlenden Männern, die das schnöde Metall verachten. Wozu dient es anders, als der Tugend und Unschuld eine Falle zu stellen!"

„Still!" schrie der junge Mann und schlug mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser klirrten, „wer hat Ihnen denn auch das gesagt?"

Wurmbrand, der nie einen Ansatz zum Helden gehabt, fuhr sammt seinem Stuhle mehrere Schritte vor den wüthenden auf ihn gerichteten Blicken des jungen Mannes zurück; Stamm aber, der keine

Gelegenheit versäumte, um seine wohlgesuchten Reden anzubringen, versetzte:

„Wie Ihnen hier, uns in's Auge fassend, zu beobachten die Gelegenheit geboten wird, so sind wir vereinigte Genossen es auch im Punkte der Verachtung dessen, was im gemeinen Leben den Hebel der niedern Triebe vorstellt, nämlich Gold!"

Böckmann aber sagte: „Wäre ich noch Portier bei Rothschild und gäbe Sie für meinen Freund und einen von „seinen Leuten" aus, vielleicht würde Ihnen geholfen."

Der junge Mann sah die drei alten Menschen der Reihe nach an und wandte sich dann zu Felix: „Sie scheinen diese Exemplare zu kennen und vielleicht auch zu verstehen. Mir ist es heute zu duselig im Kopf, als daß ich mir Mühe geben könnte, das Zeug, was sie vorbringen, zu fassen. Es wird aber auch kein großes Unglück sein, denke ich mir, — denn mir helfen sie doch nicht. — Herr Wirth, eine Flasche, eine neue Flasche!"

„Sie scheinen ein Schiffer zu sein," frug Felix, den nackten, gebräunten Hals des Jünglings

sehend, — „doch wohl von weiter her, als auf dem Main?“

„O, wäre ich nie weiter gefahren, als das gelbe Wasser reicht! Aber der verfluchte Golddurst!.... ich wollte sie heirathen, — und hatte nichts, — und nun bin ich ein Jahr auf der See gewesen, — und habe doch nichts!“

Felix stand auf, sein Punschglas zurückschiebend. „Kommen Sie einen Augenblick mit mir vor die Thüre, — ich will Ihnen einen Vorschlag machen,“ sagte er zu dem jungen Manne, dessen Gesicht sein Wohlwollen vollkommen gewonnen hatte.

Felix, der die Nadel nicht dem Schiffer geben wollte, und den ungefähren Werth davon in Gold bei sich trug, nahm draußen auf der Straße die Summe heraus und frug den jungen Mann, der ihm zwar gefolgt war, aber mürrisch vor ihm stand:

„Um des Geldes willen sind Sie auf der See gewesen, ein Jahr lang und haben nichts heimgebracht?“

„Warum fragen Sie mich?“

„Weil ich Ihnen helfen will! Hier ist Gold so viel, daß es hinreichen wird, — führen Sie mit diesen Schätzen ihren Schatz heim, aber Ihren Dank —“

Doch weiter konnte er nicht reden, denn mit wüthender Geberde schleuderte der Schiffer das Gold, das er ihm in die Hand gelegt, von sich.

„Wollen Sie mich verspotten? Oder sind Sie vielleicht selbst der Elende, der mich um sie betrog, — und nun mich mit Geld ablohnen will, wie er sie mit Geld berückt hat? Reden Sie, oder nehmen Sie Ihren Schädel in Acht!“ schrie er noch lauter, indem er Felix am Arm faßte.

„Wahnsinniger Mensch, ich verstehe Sie nicht!“ rief Felix, sich hoch aufrichtend, „aber drohen Sie mir nicht mehr, oder ich will Sie Sitte lehren!“ und er schüttelte ihn ab wie ein Kind.

In der mondscheinerleuchteten, öden Straße stand der Schiffer, hell blitzte in seiner Hand das kurze Messer, das er hervorgezogen hatte; aber er senkte den Arm und frug nur, düster auf das zerstreute Gold deutend: „Warum das?“

„Weil ich Sie für unglücklich hielt und von einer edlen Dame den Auftrag erhalten, mit dieser Summe einen Glücklichen zu machen!“

Der Schiffer lachte bitter auf. „Einen Glücklichen! Ja, diese vornehmen Leute glauben, wenn sie nur den Beutel ziehen, — so ist der Canaille geholfen! Geben Sie Ihrer edlen Dame ihr Geld zurück und sagen Sie ihr, entweder, sie hätte mir vor einem Jahre diese Summe geben sollen, oder nicht dulden sollen, daß ihr Vetter oder Bruder oder ihr Mann, oder wer es ist, mein Mädchen in meiner Abwesenheit zu Grunde richtete!“

Und dann ging er in's Wirthshaus zurück und trank ruhig und schweigend seine Flasche aus. Der Wirth aber, der im Schatten des Hauses die Unterredung belauscht, trat hervor und hob dienstfertig die zu Boden gefallenen Goldstücke wieder auf und händigte sie Felix ein, der sie kaum annehmen mochte und langsam weiter ging in der Gasse, betrübt und gedemüthigt von dieser Scene.

Nicht lange, so hörte er eilige Schritte hinter sich. Er blieb stehen und sah sich um. Mit fliegendem

Mantel kam die verödete Gasse herab ein weibliches Wesen daher; sie schoß rasch an ihm vorüber und einige Schritte weiter verschwand sie in einem der nächsten Häuser.

Als Felix, der ihr folgte, dies Haus erreicht hatte, sah er, daß sie die Thüre hinter sich offen gelassen. Er trat sachte über die Schwelle.

Felix sah auf der Flur eine Oellampe stehen, die Frau nahm sie eben auf und öffnete eine Stubenthür. Unwillkürlich gefesselt blieb Felix stehen, — hier — sagte ihm eine Ahnung — würde er eine Stelle finden für Dina's Geschenk.

Plötzlich erscholl ein herzzerreißender Aufschrei aus dem Zimmer, — Felix eilte hinein, — er sah die Frau über ein kleines Bette in einer dunklen Ecke geworfen und hörte sie Jammertöne ausstoßen. Dann rief sie, auf die Kniee fallend:

„Du strafst die Armuth bitter, o großer Gott! weil ich keinen Groschen hatte, Arzt und Apotheker zu bezahlen und auf Deine Hülfe rechnete, läßt Du mir mein Kind sterben! O Ihr Reichen! Ihr Reichen!“ Und sie schlug erbarmungslos auf ihre

eigene Brust. Felix, den dieser Anblick in tiefster Seele ergriff, trat vor und mit sanfter Stimme sagte er zu ihr:

„Verzweifelt nicht, arme Frau! — die Hülfe ist da!“ und das vom Schiffer verschmähte Gold hervorziehend, reichte er es ihr dar.

Die Frau fuhr auf, sie wandte sich zu ihm mit ihrem bleichen, vom wildesten Schmerz entstellten Gesicht, aber zugleich auch fuhr sie vor dem hingehaltenen Gelde wie entsetzt zurück:

„Was!“ schrie sie gellend, „auch noch Hohn? Jetzt, wo mein armes, einziges Kind todt ist, kommst Du mit „Hülfe“! Weg, höhnischer Teufel, wenn eine verzweifelnde Mutter Dir nicht die Kehle zuschnüren soll!“

Felix Walram schauderte vor diesem Bilde der Leidenschaft.

Da trat ein alter Mann hinter Felix hervor und frug mit ruhiger Stimme die Frau: „Wo ist das kranke Kind?“

„Hier, Du hülfreicher Doktor!“ rief die Mutter mit gräßlichem Hohngelächter und die Lampe in

hocherhobener Hand, zerrte sie die Decke weg von dem Lager, wo der Leichnam ihres einzigen Kindes lag.

Sechstes Kapitel.

Die Ohnmacht des Reichthums.

Dina saß wieder in ihrem rosenrothen Cabinet und vor ihr stand Lieschen, die Näherin. Das Mädchen hatte mit besonderer Sorgfalt sein dunkelblondes Haar gescheitelt, das schwarze Orleanskleid war sauber, und zierlich stand es ihrem schlanken Wuchse. — Man sah es Dina's Augen an, — das Mädchen machte ihr auch äußerlich mit seiner demüthig bescheidenen Miene einen angenehmen Eindruck.

„Ich habe gestern Abend dem Baron Walram gesagt, daß ich Sie in meine Dienste zu nehmen bereit bin. Es fragt sich nun, zu welcher Stelle Sie durch Ihre Kenntnisse sich besonders eignen. Was verstehen Sie?"

„Sticken, nähen, bügeln, waschen, auch frisiren habe ich gelernt und mehrere Jahre bei einer Kleidermacherin gearbeitet.“

„Das ist ja vortrefflich! So kann ich Sie zu meiner persönlichen Bedienung verwenden. Können Sie gleich eintreten?“

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, ganz und gar in Ihr Haus ziehen kann ich nicht! Meine Mutter lebt noch und ist schwach und kränklich, — sie kann nicht ohne mich bestehen, — wenigstens Abends und Morgens muß ich für sie sorgen. Aber den ganzen Tag könnte ich hier sein.“

„Nein, das geht nicht an!“ sagte Dina, und zog die Stirne in Falten; „Sie müssen ganz hier sein. Ich brauche keine Arbeiterin, sondern eine Dienerin, die Tag und Nacht bereit ist, auch mich auf Reisen begleiten kann.“

„Mit Ihnen reisen, gnädige Gräfin, das könnte ich auch nicht, — ich hätte keine Ruhe! Jeden Morgen muß ich meiner kranken Mutter das Bett machen, jeden Abend ihr ein Kapitel aus der Bibel vorlesen, sonst geht's nicht —!“

„Ich will Jemand zur Aufwartung Ihrer Mutter bezahlen; ein Mädchen, die sorgsam ihr dieselben Dienste leistet wie Sie.“

„O gnädige Frau Gräfin, das kann Keine! — Die alte Frau würde kein Auge zuthun, wenn eine Andere, als ich, sie gebettet! Nein, nein, Frau Gräfin, meine Mutter ist das Einzige, was ich auf der Welt habe; ich bin ihr Einziges, denn meine Brüder sind ihr entfremdet, auf langen Reisen! Und wer sollte ihr des Morgens ihren Kaffee machen? Wie gut schmeckt der ihr, wenn ich ihn ihr eingeschenkt habe, und wenn sie dann sagt: „Lieschen, nun geh, sonst kommst Du zu spät, — Gott behüte Dich!....“ der Tag, an dem ich Morgens das nicht gehört, wäre mir kein guter, — Sie sehen, Frau Gräfin, es geht nicht!“

„Deine erste Sorge sollte aber doch sein, Geld zu verdienen und Deiner kranken Mutter ein bequemes Alter zu verschaffen, — und der Lohn, den ich Dir gebe —“

„Ich weiß, ich weiß, Frau Gräfin; der Herr Baron hat mir's gesagt, Sie wären sehr gut, sehr

großmüthig und sehr reich! Aber, — meine arme Mutter braucht nicht viel, — wenn sie mich hat, ist sie zufrieden mit der allerschlechtesten Kost. Wir haben viel zusammen gelitten, — mein Vater, ach, ich mag gar nicht von ihm reden!“

„So lebt er noch?“

„Freilich! und daß meine Mutter noch lebt, das hat sie allein mir zu danken, weil ich nicht eher geruht habe, bis sie von ihm ging. Er weiß gar nicht, daß sie hier in Frankfurt ist; er glaubt, sie sei nach ihrer Heimath, nach Schwaben und dort gestorben; denn sonst würde er zu ihr kommen und ihr Alles nehmen, um es zu vertrinken und zu verspielen. Ich gehe nie ohne Bangen über die Straße, denn wenn er mich sähe —“

„Wie heißt er und was ist er denn?“

„Er heißt Wurmbrand. Und was wird er sein? Nichts! Er hat eine Schwester, die ihm hin und wieder Geld giebt, damit es kein Familienscandal setze, und dann schicke ich ihm, was ich missen kann.“

„Nun, wie ist es, Lieschen? Kannst Du Dich nicht entschließen, in meine Dienste zu treten?“

„Von Morgens acht bis Abends acht will ich thun, was Sie wollen!“

„So geht's nicht!“ sagte Dina kalt. „Ueberlegen Sie es noch einmal, ich werde mit dem Baron darüber sprechen. Adieu!“

Lieschen verbeugte sich schüchtern, und ohne weiter Etwas zu sagen, verließ sie mit ruhigem und entschlossenem Herzen dies Haus des Reichthums, um zu ihrer armen, alten, kranken Mutter zurückzukehren und wußte doch nicht, woher sie das Geld nehmen sollte, um morgen den Kaffee für diese Mutter zu kochen!

Dina blieb in übler Laune sitzen. Sie begriff nicht, daß der Einfall, Lieschen als Kammerfrau um sich zu haben, ihr nicht durchgehen sollte. Sie hatte seit Jahren die Ansicht in sich aufgenommen, daß mit Geld sich Alles dieser Art zwingen lasse. Die Mutter, die sie erzogen, und die schon seit mehreren Jahren im Grabe ruhte, hatte im Ganzen keinen guten Einfluß auf Dina's ursprünglich durchaus reinen und edlen Charakter gehabt, — denn nur einen Fehler hatte sie, der ihr angeboren war, —

die Gefallsucht. Und selbst darüber durfte man nicht den Stab brechen, denn obgleich sie zwei und zwanzig Jahre zählte, hatte sie doch den Läuterungsproceß noch nicht durchgemacht, die Probe, wonach erst sich zeigt, ob das Herz eines Weibes von ächtem oder unächtem Metall ist. Ist es Gold, so fallen dann alle Schlacken von selbst ab; ist es unächt, dann wird es darnach nur noch kleiner zusammenschrumpfen. Daß dieser Probirstein die Liebe ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Dina aber hatte noch nicht geliebt. Mit ihrer Mutter in sehr beschränkten Verhältnissen lebend, hatte sie, die eben wegen dieser kleinen Verhältnisse noch gar keine Gelegenheit gehabt, die Welt kennen zu lernen, die Hand des alten Earl of Waterford angenommen. Der alte Herr hatte nun neben der jungen, schönen Frau den Jugendlichen spielen wollen und sogar noch einmal seine alten, schwachen Glieder auf's Pferd gesetzt, um mit ihr auszureiten, weil sie Vergnügen daran fand. Nach einem solchen Ritte verschied er plötzlich an einem Nervenschlag, und Dina, die um dieselbe Zeit ihre Mutter verlor, war

nun ganz unabhängig und nach deutschen Begriffen unermeßlich reich. Das, was ihre Mutter ihr von Kindheit an als die Essenz aller Glückseligkeit gepriesen, besaß sie nun. Sie kaufte sich dafür schöne Möbel; als die Trauer weniger tief wurde, schöne Kleider, und zuletzt schöne Gemälde, Kunstsachen und Bücher. Denn von jeher war ein lebhafter Sinn für Kunst und Wissenschaft bei ihr hervorgetreten, den sie früher natürlich nicht befriedigen konnte; — sie hatte mehrere Sprachen erlernt und drückte sich mit Leichtigkeit darin aus; ihr gutes Englisch hatte ihr zuerst das Herz des alten Lords gewonnen.

Heute nun, zum erstenmale seit so langer Zeit, sollte ihr ein Wunsch nicht befriedigt werden — ein Wunsch, an dessen Erfüllung sie nicht im Traume gezweifelt hatte. Sie sollte ihre Laune der Laune einer armen Näherin unterordnen! Denn als Laune erschien ihr nur des Mädchens kindliche Liebe. Ihr Groll warf sich auf Walram, er mußte helfen, er mußte das Mädchen überreden, er mußte sie dazu zwingen.

Da wurde er gemeldet.

„Guten Morgen, Baron, nun was bringen Sie mir?“

„Ich will mir nur Etwas ausbitten, nämlich das Etui Ihrer Nadel.“

„Wie? ist die arme Seele, die damit beglückt worden, so pretentiös wie ich, der auch ein Schmuck ohne elegantes Etui gar keine Freude macht?“

„Ach nein! Das Etui bitte ich mir aus, um die Nadel hinein zu legen, und sie Ihnen dann wieder zu überreichen! Ich habe sie nicht anbringen können!“

„Wie, Herr Baron? Was soll das heißen? Ich will die Nadel nicht mehr! Machen Sie damit, was Sie wollen, ich will sie nicht mehr sehen!“

„Ach, Gräfin, die arme Nadel hat zwei traurige Scenen mit erleben müssen, und mir wäre lieb, Sie steckten sie wieder vor, daß sie Ihnen mittheilte ein Stück von dem Elend der Armuth, vor dem Ihre rosagefütterten Mousselinwände Ihnen ein so undurchdringlicher Vorhang sind! Ich gäbe viel darum, wenn Sie gestern bei mir gewesen wären!“

„Warum nahmen Sie mich nicht mit? Ich wäre mit Ihnen gegangen.“

„Mit mir allein, um Mitternacht?“

„Sie sind unerträglich, Baron! Ein Mann, wie alle andern, die immer daran denken, wie gefährlich, wie compromittirend ihr Umgang für eine Frau ist!“

„Aber, Gräfin! habe ich diesen Vorwurf von Ihnen verdient? Ich bin kein Geck, aber leider vier und zwanzig Jahre alt, und Sie —“

„Achtzig!“ sagte Dina und warf sich zurück und nahm ein Album zur Hand. „Ja, achtzig!“ setzte sie zornig hinzu, „denn ich habe das Leben, die Gesellschaft und vor Allem die Männer so satt, wie nur eine achtzigjährige Frau!“

„Und auch mich, Frau Gräfin,“ lächelte Walram, „mich ganz besonders; und dennoch müssen Sie aus meiner Hand Ihr Kleinod zurücknehmen.“

„Ich will nicht! Und wenn Sie wagen, es hier zurückzulassen, schicke ich es in Ihr Hôtel.“

„So will ich Ihnen erzählen, wie es mir damit gegangen; da das meine Rechtfertigung ist, so sind Sie mir schuldig, mich in Geduld anzuhören.“

„Ich höre," sagte Dina mit der Miene eines trotzigen Kindes, und Felix schilderte ihr nun seinen Gang um Mitternacht. Erst die drei Kumpane, worüber sie gezwungen wurde, zu lachen, so sehr sie sich auch Anfangs sträubte, dann den Matrosen, worüber sie wieder sehr ernst wurde, und zuletzt die unglückliche Mutter, worüber sie Thränen vergoß.

„Ich habe gethan, was ich konnte, das sehen Sie, Gräfin!" schloß Felix, „ich hätte Ihnen so gern ein dankbar Herz gewonnen!"

„O," rief Dina, ihrer Rührung sich schämend, — „Sie müssen es jetzt gut sein lassen, — Sie sehen, der Himmel will mich nicht die Krone der Wohlthätigkeit erringen lassen, — ich habe kein Glück als barmherzige Schwester! Wenn ich es auch nur durch Ihre Vermittlung versuchte, — ich bin dazu bestimmt, im Egoismus zu leben und zu sterben."

„Ist das Ihr Ernst?"

„Warum nicht? Auch Lieschen will nicht in meinen Dienst treten, — mir nicht die Morgen- und Abendstunden opfern, die sie gewohnt ist, bei ihrer Mutter zuzubringen. Ich hatte mir vorge-

nommen, dem Mädchen eine recht gute Herrin zu sein, wie ich es bisher nicht war, denn obgleich ich meinen Leuten selten einen Verweis gebe, so kümmere ich mich doch auch nicht um ihre Wohlfahrt; freilich, es sind lauter habsüchtige Geschöpfe, die mich plündern, wo sie können. Gegen Lieschen wollte ich aber gut sein, und Ihnen gab ich meinen liebsten Schmuck, um ihn den Armen zu schenken. Lieschen, der Matrose und die Frau werfen mir meine Wohlthaten vor die Füße, — nun gut, ich gebe es auf, es ist klar, je n'ai pas la vocation!"

„Als ob irgend ein Mensch auf Erden die nicht hätte! — Gräfin, Sie kommen mir vor, wie ein kleines Kind, dem die Puppe nicht Ordre parirt und das sie zerschlägt!"

Diese Aeußerung nahm ihm Dina sehr übel. Thränen traten von Neuem in ihre Augen.

„Sie beleidigen mich, Herr von Walram!"

„Da sei Gott vor!" sagte warm Felix, „aber glauben Sie denn, daß es so leicht sei, Verdienst und Dank sich zu erwerben, seien es auch nur Verdienste und Dank um die Armuth! Jeder Ruhm, jede

Befriedigung will verdient sein, und das Unglück ist stolzer als das Glück; die Armuth unnahbarer als der Reichthum, denn Dünkel ist leichter zu verdrängen, als Selbstgefühl. Um wohlthätig zu sein, ist es viel nöthiger, daß man ein reiches Herz, als einen reichen Beutel mitbringe."

„Warum sagen Sie mir das Alles, Baron Walram?"

„Weil es mich glücklich machen würde, Sie, die vom ersten Augenblick an, zu meiner Verwunderung, in der Reihe der gewöhnlichen Frauen stand, den Thron einnehmen zu sehen, der Ihnen gebührt!"

„Welchen Thron?" frug Dina mit blassen Lippen.

„Den Thron der Barmherzigkeit!"

Dina faßte sich an die Stirn. Träumte sie? Wer redete so zu ihr, der Weltfrau, hier, in ihrem Boudoir? — War der Apostel jener junge Mann im eleganten Anzuge, der vor ihr stand, mit seinen dunklen Augen sie durchbohrend?

Da trat der Diener ein und meldete den Legationsrath von Lavallon, der eben von einer Reise zurückgekehrt sei.

„Der Mann meiner besten Freundin," hauchte Dina, aber Felix hatte schon seinen Hut ergriffen und mit einer stummen Verbeugung sich entfernt, denn jetzt war es ihm unmöglich, eine gewöhnliche Salon-Unterhaltung zu führen.

Lavallon, der den Erhitzten im Vorzimmer bei dem Vorübergehen verwundert betrachtete, trat bei Dina ein.

„Wer war der junge Mann?" frug er neugierig.

Sie wollte antworten, aber ihr Mund zitterte; Thränen stürzten aus ihren Augen, und Herr von Lavallon wußte nichts Anderes zu thun, als auf ihren Wink zu schellen und sich dann zu entfernen.

Siebentes Kapitel.

Die Diplomaten.

Von allen diplomatischen Größen in Frankfurt war es eine, die Felix ganz besonders anzog. Dieser Gesandte repräsentirte eine deutsche Großmacht auf

eine Weise, die dem damaligen Beherrscher derselben besonders zusagte. Herr von Stolzenfels, obgleich er früher Officier gewesen und jetzt den Rang eines Generals bekleidete, war dennoch nichts weniger als Soldat. Er schätzte und pflegte die Künste des Friedens und sein feiner Geist fand auch Gelegenheit, sich in ihnen auszuzeichnen. Die Frauen der Gesellschaft schwärmten für ihn, die Männer aber hatten ihm beinahe alle Etwas vorzuwerfen, meistens war es Mangel an Offenheit und Freimüthigkeit, wessen sie ihn beschuldigten, — als ob jemals ein Träger dieser Eigenschaften zum Diplomaten getaugt hätte! Oder die Männer eiferten über seine Eitelkeit, als ob nicht jeder von diesen Eifernden eben so eitel gewesen wäre, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß sie weniger Ursache dazu hatten! Die Erfolge des Generals bei den Frauen waren durchaus harmloser Art, denn er war ein guter Ehemann und seine Frau war glücklich.

Der General war Schriftsteller, Kunstkenner, Mathematiker, die ganze Literatur war ihm auf eine fabelhafte Weise geläufig, denn sein unbegreifliches

Gedächtniß hielt Alles fest. Felix hatte ihm, wie die Frauen, stundenlang zugehört, wenn er durch seine passenden Citate, seine geistreichen Zusammenstellungen in den Gesellschaften den Mittelpunkt der Unterhaltung bildete. Auch Herr von Stolzenfels hatte offenbar eine gewisse Freundschaft, wie sie in der großen Welt üblich ist, für den jungen Mann gefaßt.

Auf den General hoffte und baute Felix für seine Pläne nun ganz besonders. Ihm wollte er sie zuerst mittheilen, er sollte seinen Fürsten, der ihn durch seine besondere Freundschaft auszeichnete, dafür gewinnen. Stolzenfels war der Einzige von allen Diplomaten, von dem Felix nicht geradezu ausgelacht zu werden fürchtete, denn in der Seele des Generals klang nicht nur die Saite einer gewissen mystischen Romantik, sondern Felix wußte auch bestimmt, daß die Seele des Herrn von Stolzenfels tief genug war, die Idee des Christenthums als etwas Lebendiges in sich aufzufassen, ja, daß er sogar einer gewissen religiösen Schwärmerei nicht fremd war.

Felix, als er nun seine Pläne reif wähnte, und die Zeit herangekommen, bei Andern und durch

Andere für sie zu wirken, verfügte sich zuerst zu Herrn von Stolzenfels, der ihn sehr freundlich empfing, wie überhaupt große Höflichkeit und Gefälligkeit des Benehmens zu den vielen ausgezeichneten Eigenschaften des Generals gehörten.

„Ich wünsche, Sie allein und ungestört eine Stunde sprechen zu dürfen, Herr General; haben Sie jetzt Zeit für mich übrig?“ frug etwas befangen Felix.

„Ich bin ganz zu Ihren Diensten, lieber Baron und werde Befehl geben, daß Niemand uns störe. — So, — nun sagen Sie mir, was Sie wünschen!“

„Ich muß weit ausholen, Herr General! Vor allen Dingen aber gebe ich Ihnen die Erklärung, daß dasjenige, was ich zu sagen habe, ebensowohl dem Freunde Ihres Fürsten als dem Repräsentanten eines großen und intelligenten Theils des deutschen Volkes gilt. Ich wollte, ich hätte die Gabe Ihres Fürsten, von dem Sie einst äußerten, daß Sie ihn für den größten Redner seiner Zeit hielten, — wäre es auch nur, damit Sie, fortgerissen vom Strome meiner Beredsamkeit, mich nicht gleich im

Anfange mit der nüchternen Bemerkung niederschmetterten, daß Sie keinen Schwärmer in mir vermuthet hätten, — sagen Sie mir nur das nicht, Herr General!“

„Wie sollte ich dazu kommen,“ lächelte Stolzenfels; „das ist das Letzte, was ich in Ihnen vermuthe! Reden Sie nur unbesorgt, in wessen Namen es auch sei! Und sein Sie meiner Aufmerksamkeit und meines Interesse für ihre Clientschaft versichert.“

„Ich komme zu Ihnen im Namen der ganzen Menschheit! Ich komme zu Ihnen, um Sie zu bewegen, eine Initiative zu ergreifen und zuerst eine Fahne zu entfalten, um welche sich dann alle anderen Regierungen schaaren müssen!“

In dem reiherartigen Auge des Generals sprach sich lebhafte Theilnahme aus, und er zog seinen Sessel noch näher zu dem des jungen Kurländers hin.

„Wie oft habe ich Sie selbst die Haltlosigkeit und Trostlosigkeit der jetzigen Zustände unseres gemeinschaftlichen Vaterlandes, und die Hülflosigkeit und Rathlosigkeit der Regierungen diesen Zuständen

gegenüber beklagen hören, ohne daß selbst Ihr reicher und tiefer und ernster Geist ein durchgreifendes Mittel zur Hebung dieser Verhältnisse zu ergründen vermocht hätte. Ich bin kein großer Politiker, denn dazu bin ich zu jung, aber ich bin ein großer Menschenfreund, ein begeisterter Deutscher und ein wirklicher Christ. Durch diese letztere Eigenschaft glaube ich mich bei einem Manne wie Ihnen legitimirt, um vor Sie zu treten und Ihre Hülfe für ein leidendes, im Uebermaße leidendes Volk anzurufen."

„Gehören Sie zu irgend einer Missionsgesellschaft?"

„Sie irren, Herr General! Ich bin ebensowenig Missionär wie Communist. Ich bin weiter nichts als ein Aristokrat, der aber zuerst ein Mensch ist, und die Rettung seiner Brüder eben durch jene Institutionen zu bewerkstelligen wünscht, in deren Sturz die übrigen Heilkünstler der Zeit die einzige Rettung der leidenden Menschheit sehen. Der christliche Staat soll die christliche Nation erretten, so lange beide noch kräftig genug dazu sind!"

„Erklären Sie sich deutlicher, Herr Baron!"

„Die Regierungen sind bedroht von zwei Bewegungen, erstens von der politischen, das heißt, dem Drange des Volkes zur Theilnahme an der Regierungsgewalt, — das ist die stärkste und auch die gefürchtetste Feindin, denn ihre Consequenz ist die Vernichtung der fürstlichen Autorität, die Errichtung der Republik!"

„Die zweite und schwächere Feindin, wie heißt die, Herr Baron?"

„Ich kann sie nur mit einem nicht ganz passenden Namen nennen, denn sie ist nicht in neuerer Zeit so verkörpert in's Leben getreten wie die andere. Nennen wir sie einstweilen Socialismus, obgleich sie weiter nichts ist als der Drang des Volkes nach materiellem Wohlsein. Wie wenig nun freilich diesem Drange von Oben aus genügt wird, — welche Erndte der Hunger, das Elend, die Armuth bei dem fleißigsten und genügsamsten Volke der Welt halten, werden Sie zu ignoriren nicht stolz und abgeschlossen genug sein."

„Beruhigen Sie sich, mein junger Freund! — diese Saite kann nie berührt werden, ohne daß mir das Herz blutet; aber reden Sie weiter!"

„Die Consequenz des Dranges zum Wohlsein, nach meiner Ansicht, und selbst Fourier theilt hierin meine Meinung, ist nun durchaus nicht der Umsturz der jetzigen Regierungsformen, im Gegentheile, jener Drang, wenn er befriedigt würde, könnte dazu dienen, den andern, den politischen zu ersticken, eben so gut wie man im Jahre 1848 durch Befriedigung des Einheitsdranges das gefährliche demokratische Element hätte besiegen und ersticken können.“

„Aber das Wie, mein junger Freund?“

„Kann ich, darf ich Ihnen Das genau formuliren, Herr General? Lassen Sie nur ein einziges Mal die Regierung deutlich den Willen aussprechen, eine wahrhaft väterliche zu sein, — lassen Sie nur ein Mal die weisesten Männer jedes Staates sich versammeln, um zu berathen, wie man gegen Elend und Hunger kämpft, — nur mit demselben Interesse, wie sie es jetzt thun, um die Mittel zu berathen, eine widerspänstige Kammer zu entkräften, so wird die Hülfe nicht ausbleiben. Ein Volk, dem alle großen Erfindungen der Erde zu Theil wurden, dem wird es nicht schwer werden, voranzugehen mit einer

Erfindung, die überdem nicht neu ist. Denn ich verlange nur, daß der Absolutismus der Mächte zum alten Patriarchenthum werde! Eine solche Staatsform, indem sie mit den Interessen des Volkes identisch wird und die Initiative materiell verbessernder Reformen in den Verhältnissen der untern Volksklassen ergreift, wird plötzlich so felsenfest gegründet sein, wie die Macht Abrahams über seine Kameeltreiber und Hirten!"

„Aber das Wie, mein bester Herr von Walram!"

„Glauben Sie an Radicalmittel, Herr General? — Ich mißtraue ihnen nimmer! So wie jeder menschliche Körper eines besondern Arztes und eines besondern Heilreceptes bedarf, so auch jedes einzelne Volk! Ueberall entspringt sein Leiden aus besondern Ursachen und die Hülfsquellen sind auch andere. Interessirt es Sie aber, die Theorien eines jungen Mannes, wie ich bin, auch im Detail kennen zu lernen, nachdem Sie im Ganzen meinem Anliegen so viel Aufmerksamkeit geschenkt haben, so will ich Ihnen einige Hefte meiner „Hülfsmittel" überschicken. Aber von vorne herein muß ich er-

klären, daß ich für deren Unfehlbarkeit nicht einstehe. Die Ideen, die ich in meinen Denkschriften über die verschiedenen Fragen, von welchen die Heilung der Gesellschaft abhängt, niedergelegt, sind die Ergebnisse eines heiligen Ernstes, der bereit ist, sich, sein Leben, sein Alles dem Wohle der Menschheit zu opfern. Ich glaube an diese Ideen, diese Eingebungen so mancher durchwachten Nacht. Aber auch wenn sie keine Gläubigen finden, — wenn nur Alle meinen Willen, zu helfen, theilen, glauben Sie mir, Herr General, dann kommt die Einsicht, wie diese Hülfe geleistet werden soll, schon von selbst."

„Aber wie Alle zwingen?"

„Zwingen Sie sie jetzt nicht schon, Alles zu thun, was der Staat verlangt? Darf Etwas bestehen, was einmal unter die Rubrik „ungesetzlich" eingeschrieben wurde? Lassen Sie: Krankheit, unverschuldetes Elend, Alter und Körpergebrechen hülflos zu lassen, darunter rubriciren und der Menschheit ist geholfen. O, Herr General! auf Ihre Theilnahme habe ich so sehr gehofft, — wenn Sie mich ohne Hoffnung gehen lassen, bleibt mir nichts Anderes übrig, als —"

„Ein Egoist zu werden, wie es Alle sind," sagte, ihm herzlich die Hand reichend, der General und fuhr dann fort: „Wahrlich, Sie beschämen mich, lieber Baron, wie nüchtern, wie kalt, wie herzlos, wie alt komme ich mir vor im Vergleich mit Ihrer warmen Jugend und Ihrem schönen Eifer! Ich möchte Sie mit Posa vergleichen, fiele mir dann nicht unabweisbar die fürchterliche Rolle Philipps zu und das verdiene ich doch nicht! Wäre ich König —"

„Ihr Fürst ist aber Ihr Freund, —"

„Ach, lieber Baron! solch' eine Freundschaft giebt unser Einem keine Rechte, — aber ich werde meinem Herrn gewiß mittheilen, was so sehr verdient, von jedes Fürsten Ohr vernommen zu werden, — aber selbst das nur als eine Merkwürdigkeit, — im Ernste könnte ich nicht wagen, davon zu reden. Sie sehen, ich bin ehrlich, obgleich mir die Welt das nicht zugiebt!"

„Also habe ich nichts weiter bei Ihnen erlangt, nichts weiter, als daß ich jetzt ein Mensch bin, dessen Autograph Sie vielleicht zu Ihrer Sammlung

legen, weil — es eine Merkwürdigkeit ist," sagte Felix sehr bitter.

„Sie thun mir unrecht, mein junger Freund!" versetzte mit dem Ton tiefen Gefühls der General; „wenn Sie wüßten, mit welch' warmem Interesse ich Ihrem Ideenschwunge gefolgt bin!"

„Also auf ein ander Mal!" sagte Felix kalt, stand auf und empfahl sich.

Er hatte sich vorgenommen, heute noch zu dem Gesandten der andern Großmacht zu gehen, und wollte sich nun selbst das Wort halten, so schwer ihm das auch wurde.

Dieser Gesandte, Graf Bodendorf, Geheimerath und Großkreuz aller möglichen Orden, war von dem General von Stolzenfels ganz verschieden. Wenn sein Staat das historische Recht repräsentirte und an den Grundprincipien desselben nicht rütteln ließ, so war auch der Gesandte ein entschiedener Feind alles dessen, was Concession genannt werden konnte.

Er war nicht geistreich, nicht kunstsinnig, nicht romantisch, weder im Amt, noch in seinen freien Stunden, aber er war immer klug, scharf, entschieden

und klar. Er liebte Nichts und sympathisirte mit Nichts, aber er haßte auch Nichts und verfolgte Nichts, wenn dieser Haß und diese Verfolgung nicht einen ihm nothwendig scheinenden Zweck hatten. Er schätzte Verstand in Andern, aber noch unendlich viel mehr Geld, und noch unendlich viel mehr als Geld eine hohe Geburt.

Die Geburt ist das Fundament und der Anfang, pflegte er zu sagen, und auf ein gutes Fundament und einen guten Anfang kommt bei einem Gebäude und bei einem Menschen Alles an, — das Uebrige, da kann man nachhelfen, aufbauen und wenn das Alles Nichts hilft, — decoriren!

Diesem Manne, der übrigens Walrams Großvater hätte sein können, sollte nun Felix seine Gedanken, seine Pläne unterbreiten. Er that es mit wahrem Heroismus, unterstützt von dem aufmunternden Lächeln des alten Seigneurs, — aber natürlich mit andern Worten und andern Motiven als bei dem berühmten General.

Der Graf hörte ihn ruhig zu Ende und dann sagte er: „Sie sind ein seltener junger Mann!

Denn Sie wollen reformiren und verlangen doch keine Preßfreiheit und keine Redefreiheit. —"

„Nein, Excellenz, nur Freiheit zum Leben, weiter Nichts!"

„Ich antworte Ihnen nicht, wie jener berühmte Egoist: Je n'en vois pas la nécessité, sondern im Gegentheil, ich sage Ihnen meinen verbindlichsten Dank für das mir geschenkte Zutrauen und bitte Sie nur, Ihre so schön ausgesprochenen Ansichten in ein möglichst gedrängtes Memoire zu fassen, damit ich es meinem Hof übersende und zur Beurtheilung unterbreiten kann."

„Ach, Herr Graf! Ihr Secretair, Graf Nazy, hat mir erzählt, Sie hätten in Ihrer Kanzlei daheim ein ganzes Zimmer voll aufgezeichneter, ungelesener Memoiren, das sei bei Ihnen Manier, die Leute abzufertigen."

„Nazy ist ein mauvais plaisant! Stören Sie sich nicht an ihn und erfüllen Sie meine Bitte, in einigen Wochen werde ich mir die Ehre geben, lieber Baron, Ihnen das Resultat mitzutheilen."

Felix empfahl sich weniger verstimmt und doch eben so hoffnungslos wie bei dem ersten Versuche.

Ihm blieb nur noch ein Gang. Er mußte ihn thun, weil sicher dieser dritte Gesandte von seinem Schritt bei den beiden andern erfahren und ihm nicht verzeihen würde, wenn er ihn übergangen.

Der Freiherr von Ebernstein war ein sehr liebenswürdiger und fein gebildeter Mann, aber weder ein Genie noch ein Aristokrat, sondern einfach ein sehr pünktlicher Beamte. Der Fürst, den er repräsentirte, war ein Original, aber ein Mann von Ideen, ein begeisterter Patriot. In fünfzig Jahren werden die Menschen mit großer Verwunderung vor diesem Charakter stehn, in hundert Jahren mit Bewunderung, — seine Schwächen wird man vergessen haben und sich nur noch erinnern, was er wirklich geleistet, wenn er auch mehr dem Ideal als der Wirklichkeit, mehr der Nachwelt als der Mitwelt geopfert und gelebt hat.

Ein Hauptvorzug des Fürsten war, daß er wirklich den Gedanken, daß er ein deutscher Fürst sei,

eben so hoch hielt, als den Gedanken an seine hohe Stellung überhaupt, und obgleich er zu einem Hause gehörte, das sich wiederholt an Deutschland versündigt — er war nur der ächte Enkel großer Vorfahren, die ihr Leben für den Ruhm und die Macht des Vaterlandes eingesetzt.

Dem Freiherrn, seinem Gesandten, theilte Felix nur mit, was er den beiden Andern gesagt und behielt sich vor, dem genialen Fürsten selbst seine Pläne an's Herz zu legen, ohne weiter Herrn von Ebernstein zu beauftragen, seine Bitten und Vorstellungen seinem Hofe zu hinterbringen. „Ich hätte nicht ein Mal ein Recht dazu, gehört zu werden," sagte er, „denn ich bin ja russischer Unterthan; aber ich weiß, daß ich immer als Deutscher, für den mich zu halten mein höchster Stolz ist, bei dem deutschesten Fürsten wohl ein gnädiges Gehör finden würde, — denn ich bin ein Deutscher, wenn auch einer leider verlornen Provinz angehörend."

Herr von Ebernstein schüttelte ihm die Hand, sagte einige freundliche, anerkennende Worte und Felix war fertig!

Er ging nach Hause. Nie, seitdem er lebte, erinnerte er sich, in so trüber, hoffnungsloser Stimmung gewesen zu sein. — Der Gedanke, der sein Schiboleth gewesen, schien ihm jetzt selber unklar, ja schien ihm verloren.

Wie hatte er gehofft, gebaut auf seinen warmen Eifer, sein redlich Wort! — ach, er fühlte, daß trotz aller Versicherungen Nichts eingeschlagen, Nichts angeklungen, — das, wofür er lebte, sollte ihm nicht gelingen!

Sein treuer Kammerdiener empfing den niedergeschlagenen Gebieter ganz bestürzt; er glaubte, ihm sei irgend ein Unglück zugestoßen, und dennoch wagte er nicht zu fragen.

„Es ist ein Billet für Sie gekommen, gnädiger Herr!“

„Ich mag eben Nichts lesen, laß es liegen, Stanislaus.“

„Aber, — es scheint von einer Dame zu sein.“

„Einerlei, — mir ist jetzt ganz einerlei, was man mir schreibt und wer mir schreibt.“

Nach einer Viertelstunde kam Huber, und nach den ersten gleichgültigen Worten fiel er in sein altes Thema, seine Klagen über Lori's Flucht.

„Ich habe heute keine Theilnahme für Ihr Unglück, lieber Freund," sagte Felix, „verzeihen Sie mir, ich bin zu sehr mit meinen eignen unangenehmen Gedanken beschäftigt!"

„Hat vielleicht eine Dame —"

„Lieber Huber, werden Sie nie begreifen," versetzte nun mit der Gereiztheit der Verstimmung der junge Kurländer, „daß die Damen für mich nicht sind, was Sie die Leute glauben machen wollen, daß sie Ihnen sind, — denn eigentlich sind sie Ihnen auch ganz gleichgültig, — Sie sind doch ganz blasirt!"

„Ich! Blasirt! Wie kommen Sie nur darauf? Sie sehen ja doch die Verzweiflung, in die mich Lori's —"

„Ach ja, Lori! Das ist ja auch nur Ihre gestörte Gewohnheit und Bequemlichkeit! Seit drei Jahren sind Sie gewohnt, um zwölf Uhr die Chocolade und um sechs Uhr den Kaffee bei Lori zu trinken!"

„Baron, das ist abscheulich, daß Sie meine treue Liebe zu dem Mädchen so auslegen!“

„Vielleicht thue ich Ihnen auch Unrecht,“ sagte Felix, nur um ihn loszuwerden, denn heute konnte er mit diesem Menschen nicht umgehen.

Huber merkte nun, daß Felix nicht in seiner sonst so gleichen heiteren Laune war, und da er ohnedem immer eine gewisse Scheu vor ihm empfand, so empfahl er sich.

Kaum war er draußen, so wurde neuer Besuch gemeldet: der Legationsrath von Lavallon. „Was mag der wollen?“ frug sich verwundert Felix.

Herr von Lavallon war ein starker Mann mit hellblauen, großen, sehr blöden Augen, man sagte ihm oft, er gleiche Ludwig dem Sechszehnten, und er war schwach genug, sich Etwas darauf einzubilden, obgleich er für das Verdienst eines Märtyrers, das einzige des armen Ludwig, durchaus keine Neigung verrieth. Er war eitel und in sich selbst verliebt, schien aber bei der ersten Bekanntschaft schüchtern und bescheiden zu sein, weil er sehr leise sprach und sich sehr behutsam bewegte.

„Ich hatte heute Morgen die Ehre, mit Ihnen in dem Vorzimmer einer Dame zusammenzutreffen.“ —

„Ich erinnere mich,“ sagte Felix mit einer Verbeugung.

„Nun wohl, das Zusammentreffen ist die Veranlassung meines Besuches.“

„Wollen Sie die Güte haben, mir zu erklären?“

„Sogleich. Als ich bei der Dame, die Sie soeben verlassen, eintrat —“

„Sie reden doch von der Frau Gräfin von Waterford?“

„Es ist nicht nöthig, Namen zu nennen, Herr Baron!“

„Entschuldigen Sie, aber Sie werden mir immer unverständlicher! Warum soll ich nicht den Namen nennen?“

„Weil,“ versetzte Lavallon mit sehr starker Accentuirung, „weil das nicht nöthig ist. Also ich traf die Dame, die Sie unmittelbar verlassen, in Thränen und so verstört und außer sich, daß sie mir nicht Rede stehen konnte und vor mir entfloh.“

„Ich bedaure unendlich!“

„Ich bin nun hier, um Sie zu fragen, ob Sie vielleicht jene Dame beleidigt haben? Ich habe die Ehre, ihr Freund zu sein und bin entschlossen, für sie in die Schranken zu treten —“

„Aber, mein Herr Legationsrath, sind Sie nicht vermählt mit einer höchst liebenswürdigen Dame und Vater von fünf Kindern —“

„Das gehört nicht hierher! Erst antworten Sie mir! —“

Nun war Felix' sehr lange ausdauernde Geduld erschöpft, die Zornader auf seiner Stirn schwoll an und mit vor Bewegung zitternder Stimme sagte er:

„Wenn es mir gefällig ist, sonst nicht!“

Der Legationsrath wurde aber noch heftiger, und ganz und gar aus seiner gewöhnlichen süßen Manier fallend und die sonst immer halb geschlossenen Augen weit öffnend, rief er mit starker Stimme:

„Ich werde Sie zu zwingen wissen, junger Fant!“

In demselben Augenblicke trat Huber ein, der, über den Gang gehend, wo auch seine Zimmer lagen, und das heftige Sprechen vernehmend, seinen Freund

in Gefahr glaubte. Zu ihm wandte sich Felix mit den Worten:

„Fordern Sie den Herrn in meinem Namen und dann schaffen Sie ihn weg!" — und zugleich verließ er das Zimmer.

Achtes Kapitel.

Ein Frauengeständniß.

Es war einige Tage später, als Dina die Legationsräthin von Lavallon zur Spazierfahrt abholte. Es wurden auch noch zwei Lavallon'sche Kinder von drei und von vier Jahren, besondere Lieblinge Dina's, mit in den Wagen gesteckt. Dieser rollte langsam auf der Bockenheimer Chaussee zwischen den reizenden Landhäusern dahin, aber trotz des hellen, schönen Wintertages, trotz der Heiterkeit der Kinder und des Weges sah Dina stumm und theilnahmlos vor sich hin.

Da kam ein Reiter herangesprengt. Dina wurde roth und nahm die Lorgnette an's Auge, ließ sie

aber sogleich wieder sinken; Elise hatte den Reiter schon von Weitem erkannt, es war Huber.

Er ritt an den Wagenschlag und begrüßte die Damen, die etwas überrascht seinen Gruß erwiederten, da er sowohl von Dina wie von Elisen nur ein oberflächlicher Bekannter war; aber schon nach den ersten Begrüßungsworten sagte er:

„Verzeihen die Damen, daß ich so zudringlich bin, doch mir scheint es ein Wink des Himmels, daß ich Ihnen hier begegne. Sie können ein großes Unglück verhüten.“

„Was giebt es denn?“ frugen erschrocken die beiden Damen.

„Ihr Herr Gemahl,“ sagte Huber, sich zur Legationsräthin wendend, „will sich morgen früh mit einem Freunde von mir schlagen.“

„Wie heißt der Freund?“ frug Dina mit ziemlicher Gleichgültigkeit.

„Ich sollte eigentlich Nichts verrathen, denn ich bin Secundant, — aber die Sache ist gar zu unsinnig; denken Sie sich, der Herr Legationsrath kommt zu meinem Freunde, dem Baron Walram —“

„Die Beiden kennen sich ja gar nicht!“ rief Elise, aber Dina hielt ihr die Hand auf den Mund und rief: „Laß ihn reden!“

„Also er kommt zu Walram und sagt ihm Horreurs sans rime et sans raison, und Walram beauftragt mich, als ich, durch das Schreien des Legationsrathes angelockt, in die Thüre trete, den Herrn von Lavallon in seinem Namen zu fordern, und dann entfernt er sich. Ich thue das und der Herr Legationsrath geht höchst befriedigt ab, nachdem er die Ausforderung angenommen. Brieflich habe ich nun die Sache für morgen früh festsetzen müssen.“

„Kam Dein Mann von einem Diner?“ frug Dina.

Elise schüttelte ernsthaft den Kopf. „Mein Mann ist kein Trinker. Er hat noch in seinem Leben keinen Rausch gehabt. Wissen Sie denn gar nicht, Herr von Huber, was er als Ursache seiner Wuth gegen Baron Walram angab?“

„Ich weiß es wohl,“ sagte Huber lächelnd, „denn er hat es mir selbst noch gesagt, — ich kann es aber nicht den Damen mittheilen.“

„Es betrifft hier die Gräfin,“ sagte Elise mit einem bedeutenden Blick, „die Hauptsache weiß ich, sagen Sie also!“

„Mich,“ rief Dina, „das ist unmöglich!“

„Ja wohl! die gnädige Frau hat ganz Recht. Es betrifft die Frau Gräfin. Der Herr Legationsrath hat, nachdem er im Vorzimmer der Frau Gräfin Walram begegnet, die Dame in höchster Aufregung und in Thränen gefunden und hat aus ihrem ganzen Benehmen geschlossen, daß sie von Walram beleidigt worden, — das will er als ihr Freund nun rächen, hat aber seine Forderung einer Erklärung so unhöflich vorgetragen, daß Walram sie ihm gar nicht gewähren und ihm gar nicht sagen konnte, daß er völlig im Irrthum ist.“

„Baron Walram hatte mir eine sehr erschütternde Geschichte erzählt!“ sagte Dina mit niedergeschlagenen Augen.

„So sagte mir Walram,“ fiel Huber ein. „Eine Geschichte, bei welcher keine gefühlvolle Frau ihre Thränen würde zurückzuhalten vermögen.“

„Wie, und so sollte also wirklich das Duell vor sich gehen?“ frug Elise.

„Morgen früh in Wilhelmsbad.“

„Es ist schon gut,“ sagte lächelnd Dina, — „das Duell wird nicht Statt finden. Ihnen, Herr von Huber, bin ich sehr dankbar für die Notiz, bitte Sie aber inständigst —“

„Um die strengste Discretion, bei meiner Ehre! Niemand soll eine Sylbe darüber erfahren.“

„Es wäre auch gar zu arg! Wenn ein verheiratheter Mann, der Vater von fünf Kindern, sich für mich schlüge, und zwar um einer Einbildung willen, man könnte am Ende glauben, er machte mir die Cour; also reinen Mund!“

Huber verbeugte sich gewandt im Sattel gegen beide Damen und sprengte davon, Elise aber neigte sich zu Dina und flüsterte leise: „So verhält es sich auch!“

„Was verhält sich auch so?“

„Er macht Dir wirklich die Cour!“

„Wer?“

„Mein Mann!“

„Du scherzest!“

„Noch mehr, er ist sterblich in Dich verliebt!“

„Warum nicht gar!“

„Noch mehr! Er glaubt sich auch von Dir geliebt!“

„Elise!!“

„Ereifre Dich nicht! Die Männer sind eitel, — mein Mann besonders. Ich habe die Entdeckung schon vor mehreren Monaten gemacht. Hätte er nicht die Mission bekommen, die ihn die letzten Wochen entfernt hielt, Du würdest sie jetzt auch schon gemacht haben. Ach, liebe Dina, ich habe viel ausgestanden in der letzten Zeit!“

„Liebe, gute Elise! und um meinetwillen?“

„Mit dieser Liebe meines Mannes für Dich hat es eine eigne Bewandtniß, ja, sie ist die Quelle meines Unglücks, die Ursache meiner angegriffenen Gesundheit, meiner bleichen Wangen, die Dich so oft besorgt gemacht haben. Aber sie ist es nicht in dem Sinne, wie Du glauben wirst, wie Jeder glauben wird, ...“

„Ich verstehe Dich nicht!“ sagte Dina verwundert.

„Du weißt, seit zehn Jahren bin ich mit Lavallon verheirathet. Ich war zwei und zwanzig

Jahre alt, nicht schön, nicht reich, nicht aus einer Familie, durch deren Einfluß ein Schwiegersohn irgendwo poussirt werden konnte, hatte drei jüngere Schwestern, die alle hübsch zu werden versprachen. Da warb Lavallon um mich, meine Eltern redeten mir zu, und er gefiel mir auch ganz gut. Er galt für einen sehr soliden, gebildeten und talentvollen Mann, und meine Bekannten sagten mir soviel Schönes über meinen Bräutigam, daß ich selbst glaubte, ich habe ein großes Loos gezogen."

„Du siehst ängstlich mich an, Dina, aber es hilft Dir nichts, Du mußt mich anhören, — keiner Menschenseele kann ich mein Herz ausschütten, als Dir, — und mein Geheimniß erdrückt mich!"

„Das Verhältniß mit meinem Manne war ein gutes, obgleich wir uns im Ganzen fremd waren; Keiner kannte eigentlich die Gefühle und Gesinnungen des Andern, aber da wir immer in der Gesellschaft lebten, bemerkte ich das kaum. War ich zu Hause, so erfüllten meine süßen, prächtigen Kinder mein ganzes Herz, und ich war eigentlich eine glückliche Frau."

„Da verliebte sich voriges Jahr Lavallon plötzlich in Dich, obgleich er Dich seit Deiner Kindheit kennt und früher nie für Dich schwärmte; — ich bemerkte vom ersten Augenblicke an diese Liebe, und — nun kommt mein Geständniß — blieb ganz gleichgültig dabei! Ist das nicht entsetzlich, Dina?"

Die Gräfin hätte beinahe laut aufgelacht über diese naive Erklärung, aber sie beherrschte sich doch und sagte nur: „So entsetzlich finde ich das nicht!"

„Doch, Dina, es ist schrecklich, wenn es einer Frau ganz einerlei ist, ob ihr Mann, der Vater ihrer Kinder, eine Andere liebt, oder nicht! Ich komme mir ganz unmoralisch vor!"

„Liebe, beste Elise, welche eigenthümliche Gewissenhaftigkeit!"

„Ach, und es ist nicht bloß meine Gleichgültigkeit, die mich schmerzt, es ist auch noch seitdem ein anderes Gefühl in mir wach geworden, das noch viel schlimmer ist. Ich kann mir's nicht versagen, mich innerlich über meinen Mann lustig zu machen! Wenn er so dasteht und Dich ansieht mit seinen halbgeschlossenen Augen, und seine dicke, unbehülf-

liche Figur sich hin- und herbewegt, um Dir gefällig zu sein, Dir, der Keiner gut genug ist, geschweige denn ein vierzigjähriger, dicker Ehemann — dann möchte ich immer laut auflachen! Ja, glaube mir's, Dina, er ist mir lächerlich geworden! Und ich bin überzeugt, daß eine Frau, die ihren Mann haßt, zehnmal weniger zu beklagen ist, als eine, die sich es nicht versagen kann, sich innerlich über ihn lustig zu machen! Es wäre besser, er hätte in meinen Augen ein Laster, als eine Lächerlichkeit."

„Mein Gott, Elise, Du bist eine so kluge, vernünftige, besonnene Frau, Du wirst dieses Gefühl ja in Dir unterdrücken können, um Deinen Mann wieder im früheren guten Lichte zu sehn."

„Vielleicht, wenn ich ihn nicht mehr als Seladon sehe, vielleicht gelingt es mir dann! Ich bete alle Abende zum lieben Gott: Gieb, daß mein Mann nicht mehr meinen Spott erregt! Bis jetzt aber hat es nichts geholfen, der ironische Dämon in mir ist viel stärker, als der gute Geist der ehelichen Bewunderung."

„Ich weiß wahrhaftig nicht, Elise, ob ich über Deine Mittheilung trauern oder lachen soll!"

„Du nimmst die Sache zu leicht, Dina, das habe ich gefürchtet. Ich kann Dir aber versichern, daß diese Gesinnung gegen meinen Mann vollständig mein Gewissen beunruhigt, mir meine Seelenruhe raubt!“

„Dein Gewissen braucht sich nicht zu beunruhigen um einen Mann, den Du für untreu erklärst!“

„Diese Untreue darf ich ihm nicht zu hoch anschlagen, die Lächerlichkeit ist dabei größer als die Schuld.“

„Du bist sehr nachsichtig, Elise!“

„Nein, nein, nur gerecht! Es ist beinahe unmöglich für einen Mann, längere Zeit in Deiner nähern Umgebung zu leben, ohne sich in Dich zu verlieben.“

„Welch ein Compliment!“

„Es soll keines sein. Denn ich meine eigentlich nur, daß Deine Coquetterie unwiderstehlich ist!“

„Coquetterie? Ist das Scherz oder Ernst?“

„Ernst! Und ich habe Dir das schon längst sagen wollen, — aber so Etwas zu sagen, fällt schwer, doch jetzt bin ich im Zuge.“

„Ich hätte eine solche Ungerechtigkeit nicht von meiner liebsten Freundin erwartet," sagte tief gekränkt Dina, „verzeihe sie Dir aber, weil es Dein Mann ist, — der die Ursache dieser Entdeckung an mir ist!"

„Nein, nein, Dina, diese Entdeckung hatte ich schon gemacht, als Du erst zehn Jahre alt warst, und laß es mich Dir offen gestehen, ich habe mich daran gefreut; denn Deine Coquetterie ist angeboren und ganz natürlich, ja sogar unbewußt, soviel als das möglich ist. Deine Seele hat eben keine Ruhe, bis jeder Mann, der in Deinen Kreis kommt, Dir zu Füßen liegt, — daß Du dazu selbst durch Deine Art, ihm gegenüber zu sein, Etwas beiträgst, weißt Du selbst nicht, — und mich hat es immer gefreut, zu sehen, wie Einer nach dem Andern das Knie beugen mußte, sie mochten wollen oder nicht, — ich gönne es diesen üppigen Salonherren, wenn eine schöne Frau sie zur Verzweiflung bringt; sie haben das um unser armes Geschlecht hundertfach verdient, — und Du folgst eben nur Deiner Natur, aber keiner Berechnung, — das Letztere allein ist fürchterlich, doch davon weiß ich Dich rein."

„Elise,“ sagte Dina ganz bleich und erschrocken, „ich weiß wahrhaftig nicht, was ich sagen soll! Eine Rechtfertigung auf diese Beschuldigung kann keine Frau geben!“

„Du hast es auch nicht nöthig, Dina! wozu Rechtfertigung? Nur da ist Unrecht, wo Absicht ist. Ich habe Dir jetzt die Augen über Dich selbst geöffnet, weil es Zeit ist! Solange kein Dir würdiger Mann Dir huldigte, konntest Du coquett sein. Solange Dein Herz keinen Einzelnen vorzog, konntest Du Alle berücken, — aber jetzt mußt Du Dich ändern!“

Dina preßte das Tuch vor die Augen und sagte schluchzend wie ein Kind: „Das ist schon geschehen, Elise! Eine Umwandlung ist in meinem Innern vorgegangen, die ich selbst nicht begreife, — es ist mir Alles gleichgültig.“

„Dieses aufrichtige Bekenntniß macht Dich mir theurer, als Alles, was Du zu Deiner Rechtfertigung hättest sagen können, —“ rief Elise in warmer Bewunderung des liebenswürdigen Charakters Dina's, die ihren Tadel so ohne Groll aufnahm.

„Schlage meine Demuth und Versöhnlichkeit nicht zu hoch an, Elise! Ich bin jetzt so in einem Gedanken befangen, daß ich für gar nichts Anderes Sinn habe, selbst nicht für eine ungerechte Beschuldigung, oder eine Beleidigung, — denn ich bin ganz eingenommen von einem Gegenstande.“

Der Wagen, in dem die beiden Frauen sich bis jetzt so ungestört unterhalten hatten, rollte nun auf Pflaster und das Gespräch mußte aufhören.

An Elisens Thüre, als dort der Wagen hielt und sie Dina frug, ob sie nicht mit ihr einen Augenblick hereinkommen wolle, sagte die Gräfin freundlich:

„Nicht doch, Elise, ich sehne mich jetzt nach meinem stillen Zimmer, — aber heute Abend bitte ich Dich, mir Deinen Mann unter irgend einem Vorwande zu schicken. Gieb ihm ein Buch, oder sonst Etwas für mich, — ich muß ihm eine Erklärung wegen letzthin geben, und da wird er ja gleich von dem tollen Duell abstehen.“

„Ich will ihn Dir schicken, Dina, das ist leicht, aber ihn von seiner Duellidee abzubringen, wird

nicht so leicht sein, — denn er ist eigensinnig und unternehmend, er hat Muth!“

„Aber er hat auch fünf Kinder!“

„An die denkt er jetzt nicht,“ sagte lächelnd Elise und verschwand mit freundlichem Kopfnicken in der Thüre.

Der Legationsrath Lavallon kam wirklich am Abend mit einem Auftrage seiner Frau zu Dina. Zum Erstenmale, weil seine Frau sie aufmerksam gemacht, fiel ihr nun das sonderbare Benehmen Lavallon's auf. Sie bemerkte nun seine schmachtenden Blicke, seine Unruhe, und leider müssen wir gestehen, daß sie trotz all' ihrem Leid, von dem sie noch am Morgen so herzbrechend gesprochen, sich daran ergötzte.

Nachdem die Unterhaltung eine Zeitlang über gleichgültige Dinge geführt worden, sagte Dina unbefangen:

„Ich bin Ihnen auch noch eine Erklärung schuldig, und muß Sie um Verzeihung bitten, daß ich dieser Tage bei Ihrem Eintritte mich so sonderbar benommen. Aber Herr von Walram, den Sie noch im

Vorsaal getroffen haben müssen, hatte mir eine Mittheilung gemacht, die mich auf das Tiefste erschütterte."

„Wirklich?" frug mit einer Ironie, die sie ihm gar nicht zugetraut, der Legationsrath.

„Ich hatte ihm ein Geschenk für eine Unglückliche mitgegeben, — er brachte es mir zurück, weil es zu spät kam, — aber die näheren Umstände erlassen Sie mir."

Lavallon verbeugte sich, ohne Etwas zu sagen, es war offenbar, er schenkte Dina's Worten keinen Glauben — und scheute sich auch nicht, ihr das zu zeigen.

Sie wußte nun nicht mehr, was sie sagen sollte, um ihn zu überzeugen; doppelt schwer wurde ihr, Etwas auszudenken, um das Duell zu verhindern, weil der Legationsrath eigentlich Recht hatte, — denn Dina's Thränen waren nicht dem Elende der armen Frau geflossen, — ihre Erschütterung war die Folge von etwas ganz Anderem.

Sie beschloß endlich, mit List die Sache durchzuführen; aufgeschoben ist hier aufgehoben, dachte sie,

und ersuchte mit ihrem liebenswürdigsten und süßesten Lächeln den Legationsrath, sie doch morgen früh, um die Zeit, wo sie wußte, daß das Duell Statt finden sollte, in ein Atelier zu begleiten.

„Es ist mir unaussprechlich leid, meine gnädige Frau, aber ich habe gerade um diese Zeit ein unaufschiebbares Geschäft, — eine diplomatische Conferenz bei dem österreichischen Gesandten."

„Täuschen Sie mich nicht, ich weiß zufällig, daß morgen früh der österreichische Gesandte nicht beschäftigt ist; also flunkern Sie mir Etwas vor. Warum wollen Sie nicht mit mir gehen?"

„Weil, ich bleibe dabei, ich ein Geschäft in der österreichischen Canzlei habe. — Der Gesandte selbst wird nicht gegenwärtig sein."

„Lavallon, Lavallon! Uns Frauen gegenüber kommen die Diplomaten zu kurz! Eure Kunst taugt nur höchstens dazu, andere Männer zu betrügen, oder dem großen, vielbeinigen und vielarmigen Ungeheuer, das aber leider statt mehrerer gar keinen Kopf hat und das man deutsches Volk nennt, etwas vorzuflöten, daß es in Schlaf sinkt. Aber wir

Frauen, die wir Alle, und wie die Männer zu ihrem Unglück wissen, einen Kopf haben, und zwar jede ihren eigenen, wir sind nicht zu täuschen! Noch einmal: warum wollen Sie mich nicht begleiten?"

„Sie martern mich!" sagte Lavallon und griff nach ihrer Hand, um sie zu küssen. Sie entzog sie ihm aber und sagte kurz:

„Das ist nicht mehr Mode."

„Sie sind die erste Frau, die diese Mode abschaffen will!"

„Bei jeder Mode war immer eine Erste, die sie abschaffte, sonst wäre es nie dazu gekommen."

„Wenn aber nie eine Zweite nachfolgt?"

„Dafür ist mir nicht bange! Wir Frauen sind immer der Vernunft zugänglich gewesen, obgleich es eine Lieblingsidee der Männer ist, uns für die personificirte Unvernunft zu halten. Alles geben sie zu, daß wir besitzen: Geist, Phantasie, Muth, Talent, Ausdauer, Energie und Klugheit, aber keine Vernunft! Das liebste Witzwort der Männer ist Platen's Vers:

. . . . Doch dem Himmel sei's geklagt,
Daß dem weiblichen Geschlechte die Vernunft er hat versagt!

Sehen Sie, Lavallon, Sie lachen auch ganz selbstgefällig darüber! O Ihr stolzen Männer, wenn Ihr doch bedächtet, woher Eure Uebermacht und unsere Unterwerfung stammen!"

„Und woher stammen sie?" frug der Diplomat.

„Der Klügste giebt nach! Wir sind die Klügsten und haben immer nachgegeben."

Ueber diese Behauptung erlaubte sich Lavallon von Neuem zu lächeln. „Sie sind heute besonders ungnädig auf unser armes Geschlecht!" sagte er.

„Weil Sie nicht mit mir zu Steinle gehen wollen."

Der Legationsrath seufzte tief, — aber er beharrte bei seiner Weigerung.

Neuntes Kapitel.

Erfolge und Niederlagen.

Dina, welche eines der schönen, gartenumschlossenen Häuser der neuen Mainzer Straße bewohnte, stand am folgenden Morgen schon zu ungewöhnlich

früher Zeit, es war noch nicht sieben Uhr, völlig angekleidet am Fenster. Sie hielt in ihren Händen ein kleines, zierlich gefaltetes Billet. Sie hatte es erst eben geschrieben, noch brannte auf ihrem kleinen offenen Schreibtische die rosenrothe Kerze, noch duftete das wohlriechende Lack, mit dem sie es gesiegelt, — aber sie war noch unentschlossen, ob sie es absenden solle, oder nicht.

Da brachte ihr Diener ihr ein eben so zierlich gefaltetes Billet herein, ebenfalls auf schwerem Velin geschrieben, mit leuchtendem Goldrande, ja, was das Merkwürdigste war, mit demselben Wappen, wie das ihrige, gesiegelt, dem Wappen des Grafen von Waterford.

Sie legte ihr eignes Briefchen aus der Hand und erbrach eilig das fremde, von dem der Diener meldete, daß es bereits am gestrigen Abend abgegeben worden, als die Frau Gräfin sich schon in ihr Schlafzimmer eingeschlossen und ihre Kammerfrau fortgeschickt gehabt.

Das Billet war unterzeichnet: Charles Somerville und enthielt die Anfrage, wann es der Gräfin

genehm sei, ihren Vetter, der eben aus England eingetroffen und im Russischen Hofe abgestiegen, bei sich zu sehen. Dieser Vetter, der jetzige Graf von Waterford, der von Dina's Gatten die Güter und Titel geerbt, war aus einem armen Schiffslieutenant plötzlich einer der reichsten Peers von England geworden. Dina war nicht begierig auf seine Bekanntschaft und trug ihrem Diener auf, nach dem Russischen Hofe zu gehen und dem Grafen von Waterford zu sagen, daß sie sich freuen werde, Seine Herrlichkeit nach zwölf Uhr bei sich zu sehen. Der Diener wollte gehen, da rief Dina mit leiserer Stimme: „Noch Eins, hier dies Billet geben Sie dem Kammerdiener des Baron Walram, — er soll es augenblicklich seinem Herrn übergeben, — im Nothfalle ihn wecken, es ist dringend eilig.“

Als sie allein war, schlug es wie helle Flammen in ihrem schönen Antlitz auf, es war das erste Mal in ihrem Leben, daß sie Etwas that, was der angenommenen Sitte der großen Welt entgegen war, — — wenn auch ihre Stellung sie eher als jede Andere dazu berechtigte.

Ein schüchternes Klopfen unterbrach ihr verlegenes Sinnen, schon wollte sie zur Schelle eilen, um ihren Kammerdiener herbeizurufen, — als ihr einfiel, daß es ein Wesen gebe, welches sie selbst zu jener einfachen Art des Eintrittes bei ihr berechtigt hatte. Und dieses Wesen war es auch, — Marie, — ihre Hausgenossin und Pathe, das liebliche sechszehnjährige Kind, das sie einst, selbst noch ein Kind, über die Taufe gehalten.

Marie trug einen großen Blumenstrauß in der Hand, um der Frau Pathe zu gratuliren, deren Geburtstag heute war, was diese selbst über die Duellgeschichte ganz vergessen. Das junge Mädchen war sehr stolz, daß sie es war, die die Frau Pathe daran erinnerte.

„Aber Du selbst, Kind, siehst traurig aus," sagte Dina, die Wangen der Kleinen streichelnd, „man sollte meinen, Du habest geweint, so roth sind Deine Augen."

Des Mädchens Lippen zitterten, sie wollte reden, aber die Scheu vor der Dame hielt sie noch zurück.

„Sage mir, Kind, was betrübt Dich? bin ich nicht Deine Pathe, habe ich nicht ein Recht, Dein Vertrauen zu fordern?“

Da wollte das Kind reden, — aber in demselben Augenblicke wurde die Thüre geöffnet und Philipp, der Kammerdiener, trat mit der Meldung ein: „Der Herr Baron von Walram.“

Dina wurde dunkelroth. „Geh' jetzt, mein Kind!“ sagte sie zur erschrockenen Marie, „ich werde Dich später wieder zu mir rufen lassen. Ich habe den Baron gebeten, zu mir zu kommen, aber ihn so rasch nicht erwartet. Gehe jetzt!“

Marie ging, aber die Unterredung mit Walram, die nun folgte, ließ Dina ihr Versprechen, die Kleine rufen lassen zu wollen, ganz vergessen, und das arme Kind fand Niemand, dem es sein bedrängtes Herz ausschütten konnte. Doch ja, es fand Jemand, — doch Jemand, den es besser nicht gefunden hätte. Dies war Demoiselle Hermione, des jungen Mädchens eigne Gouvernante, eine alte, intriguante Französin, die des harmlosen, geängstigten und verlassenen Kindes Vertrauen an sich zog, um — es zu

mißbrauchen. Auf welche Weise sie das that, wollen wir später zeigen; wir müssen jetzt Mariechen, die von nichts anderem als dem Befehle ihrer Eltern, einem Weinhändler in Mainz, der ihr Großvater hätte sein können, die Hand zu reichen, auf das Tiefste gebeugt war, verlassen, um zu Dina zurückzukehren, die in ihrer Unabhängigkeit und ihrem aufgeregten Wesen gar nicht begriff, daß solche Hülflosigkeit und Rathlosigkeit, wie die ihrer armen Pathe, in der Welt sei.

„Verzeihen Sie, Baron," sagte Dina zu dem jetzt eintretenden Walram, „daß ich Sie so früh aus Ihrer Ruhe stören ließ."

„Ich bitte recht sehr, gnädige Frau," antwortete er, sie in der größten Spannung, was sie von ihm verlangen werde, ansehend, „ich pflege immer früh aufzustehen, und freue mich zu sehr, daß Sie dieselbe Regel befolgen, und nicht, wie die übrigen eleganten Damen, die beste Zeit, die schönste und ruhigste Zeit des Tages gar nicht kennen."

„Durch einen höchst merkwürdigen Zufall, Herr von Walram, bin ich in den Besitz eines Sie betreffenden Geheimnisses gekommen."

„Es ist mir schmeichelhaft, daß Sie von irgend Etwas Notiz nehmen, was mich betrifft. Aber ich begreife nicht, —“

„Sie werden sehr bald begreifen, und“ — setzte sie lachend hinzu — „dann sich auch nicht mehr so geschmeichelt fühlen. Ich weiß, daß Sie um acht Uhr — es ist jetzt halb acht — nach Wilhelmsbad reiten wollen, um sich mit dem Manne meiner besten Freundin zu schlagen.“

„Das wissen Sie, — so hat Lavallon geplaudert?“

„Er nicht! Aber nun zur Sache! Das Ganze beruht auf einem höchst einfältigen Mißverständniß. Lavallon glaubt mich von Ihnen beleidigt und will mich rächen. Schreiben Sie ihm eine Zeile: nur daß er sich irrt, und ich will dann schon dafür sorgen, daß er Sie wegen seiner brüsken Anfrage um Verzeihung bittet.“

„Die Anfrage war mehr als brüsk, gnädigste Frau, ich kann nicht an den Legationsrath schreiben, kann unmöglich auf eine Zumuthung, mich zu rechtfertigen, die in dieser Weise gestellt worden, anders

als mit einem Cartel antworten, — so leid es mir auch thut, um seiner Frau willen, die ich ganz besonders verehre, und dann auch, weil mir Duelle überhaupt verhaßt sind."

„Wollen Sie es denn nicht mir zu Gefallen thun?" sagte Dina nach einer Pause und streckte ihm die Hand entgegen, mit einem Blicke, vor dem er, roth werdend, die Augen niederschlug.

„Ich kann nicht!" stammelte er verlegen.

„Walram, mir zu Gefallen!"

„Ich kann Ihren besten Freund nicht schonen, gnädige Frau!"

„O, Walram, Lavallon ist nicht mein bester Freund, — obgleich dieses Duell gerade das Leben meines besten Freundes bedroht, — verstehen Sie mich nicht, Walram, — verstehen Sie nicht, wen ich dafür halte?" frug sie so leise, so zitternd — mit beiden weichen Händen seine Hand umschließend, daß Walram überwunden wurde.

Er preßte seine freie Hand vor die Augen und flüsterte so leise, daß sie es kaum verstehen konnte: „O Gräfin! was beginnen Sie mit mir! Warum

zeigen Sie mir ein Glück, das nicht für mich auf Erden besteht? Warum öffnen Sie mir das Thor des Himmels, da ich doch die Schwelle nicht übertreten darf? O, das ist grausam, unmenschlich von Ihnen!"

Dina ließ seine Hand los und trat einen Schritt zurück, ihr schönes Antlitz, das eben noch im dunkelsten Purpur geglüht, bleich von Schrecken.

„Ich verstehe Sie nicht, Baron Walram!"

„Und ich kann mich nicht erklären!" sagte er mit tiefem Schmerz.

Beide schwiegen. Dina ertrug aber dies Schweigen nicht länger, und frug beklommen, nur um die Pause zu endigen:

„Und wie ist es mit dem Duelle?"

„Ich werde sogleich an Herrn von Lavallon schreiben! Was liegt mir daran, was dieser Mann von mir denkt, — es ist die einzige Gelegenheit, wo es mir möglich ist, Ihnen zu zeigen, daß Sie mir über Alles stehen."

„Ueber Alles?" sagte Dina zornig, „pfui, Baron Walram, lügen Sie nicht!"

„Ja, über Alles, was zu überwinden ist! Ein Wort, das sich ein Mann selber gab, ist aber etwas Unübersteigliches.“

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, ich verstehe Sie nicht,“ sagte, sich abwendend, Dina.

Walram aber richtete sich auf und versetzte mit innigem Ausdruck: „Gott behüte Sie, Gräfin! Leben Sie wohl! Beklagen Sie mich, aber zürnen Sie mir nicht!“

Sie sagte nichts mehr, — sie blieb abgewandt von ihm stehen, — er wartete und wartete auf ein Wort, auf einen Blick, aber umsonst, die Frau, die vor ihm stand, war zu tief von ihm gekränkt worden! Ihre erste, einzige Liebe hatte sie ihm entgegengetragen und er hatte sie von sich gestoßen, — es war ihr, als sei ihr das Herz in der Brust erstarrt, als sei sie todt.

Als sie immer unbeweglich blieb, drang auch in Felix's Herz die Ahnung, daß hier eines von den Gefühlen rege sei, die man durch Schweigen ehren müsse. Er ging leise, lautlos. Aber Dina hörte doch ihn sich entfernen, und als er draußen war,

fiel sie in die Kniee, und das Haupt in ihrem Fauteuil vergrabend, blieb sie liegen. —

Walram schrieb wirklich an Lavallon, und zwar, daß er heute Morgen plötzlich abreisen müsse, aber bei seiner Rückkehr zu seinen Diensten sein werde, wenn der Legationsrath noch immer auf einem Duell bestehe, zu dem er, Walram, durchaus keine Veranlassung gegeben, indem er weder ihn, noch die Gräfin Waterford beleidigt und selbst der allein beleidigte Theil sei. Wolle ihm aber der Legationsrath eine Entschuldigung gewähren, so sei er zur Aussöhnung bereit.

Der Legationsrath empfing das Billet, als er gerade in seinem Cabinet beschäftigt war, an seine Frau einen sehr salbungsreichen Abschiedsbrief, für den Fall, daß er im Duell bleibe, zu schreiben. Das einzige Bemerkenswerthe und wirklich Naive in dem Briefe war, daß er seiner Frau auftrug, der Gräfin Leopoldine von Waterford zu sagen: daß er für sie sein Leben gelassen! Man mußte Elisens harmlose Natur kennen, um diesen Zug ihres Mannes zu begreifen.

Glücklicherweise hatte sie aber nicht nöthig, so viel Edelmuth an den Tag zu legen. Lavallon wurde eben so wenig erschossen, als das Duell Statt fand und der Brief in die Hände seiner Frau kam. Er verbrannte selbst dies Prachtstück von Stylistik mit einem stolzen Blick, indem er vor sich hin murmelte: „So sind sie alle, diese Dandy's! Impertinent und feig!“ Uebrigens war er recht froh, mit Ehren aus einer Sache zu kommen, in die ihn doch nur eine augenblickliche Aufwallung von Eifersucht und die Lust, zu prahlen, gestürzt.

Walram ging wirklich einige Tage nach Straßburg, wo ein Jugendfreund und Landsmann von ihm sich den Winter aufhielt.

Dann konnte er es eben diesem Freunde nicht abschlagen, ihn für kurze Zeit nach Paris zu begleiten, und so waren vier Wochen verflossen, als er nach Frankfurt zurückkehrte.

Bei seiner Ankunft händigte ihm Huber, der noch immer nicht seine Negociation glücklich zu Stande gebracht, ein sehr künstlich verfaßtes Ent-

schuldigungsschreiben von Lavallon ein. Außerdem fand er noch in seinem Hôtel drei Briefe von den drei Gesandten, denen er seine Pläne mitgetheilt. Die drei Briefe hatten eine wunderbare Aehnlichkeit des Inhalts bei der verschiedensten Form. Keine Zusage, aber freundliche Vertröstungen, und — bei zweien lag ein Orden.

Er beschloß nun, Frankfurt zu verlassen, da hier keine Aussicht für ihn und seine menschenfreundlichen Pläne blühte. Aber er konnte sich nicht entschließen, es zu thun, ohne wenigstens ein Wort über Dina gehört zu haben, deren Haus er nicht mehr zu betreten wagte. Huber versicherte ihm, er habe sie die ganze Zeit über nirgends getroffen, sie müsse sich eingeschlossen haben.

So ging Felix denn zu Elisen, der Zwischenfall mit ihrem Manne kümmerte ihn nicht. Die Legationsräthin empfing ihn mit offenbarer Freude.

Als er sie frug, wie es ihr die Zeit über ergangen, antwortete sie: „Traurig und schlecht, denn meine liebste Freundin ist im Begriff, einen unverantwortlichen Streich zu begehen. Dina Hammer=

stein, wie ich sie aus alter Gewohnheit nenne, will sich zum zweiten Male vermählen."

Felix wurde bleich; Elisen entging das nicht, und sie bewunderte die Fassung, mit welcher er frug: „Mit wem denn?"

„Mit dem Vetter und Erben ihres Mannes, dem jetzigen Earl of Waterford, der wahrscheinlich deswegen aus England hierher gekommen ist."

„Was ist er für ein Mann?"

„Sein Aeußeres ist nicht übel, er ist auch noch jung, aber unbeschreiblich hochmüthig, egoistisch und selbstgefällig. Er ist aus einem Schiffslieutenant auf einmal einer der reichsten Pairs von England geworden, hat aber doch wahrscheinlich immer in dieser Hoffnung gelebt und gewebt. Man sieht ihm an, daß er eine Frau nur nimmt aus all den Ursachen, die einer feinfühlenden Frau eine Erniedrigung scheinen müssen. Nicht bloß, daß er sie nicht lieben wird, sondern ich bin auch überzeugt, daß er die Liebe überhaupt nur für ein Trauerspielmotiv hält. Er gehört zu der fürchterlichen Sorte von Menschen, die Jedermann lobt und Niemand liebt."

„Und was sagt die Gräfin?“

„Zum ersten Male begreife ich sie nicht. Noch gestern sagte sie zu mir: Ich halte Ehen zwischen Menschen verschiedener Nationen immer für ein Unglück, auch wenn die heftigste Leidenschaft sie vereint. Es ist und bleibt eine Dissonanz, auch wenn sie Anfangs vom Sturme der Liebe übertäubt ward. Nur ein deutscher Mann vermag eine deutsche Frau glücklich zu machen.“

„Und erwähnten Sie da nicht den Lord?“

„Gewiß!“

„Und was antwortete sie?“

„Es ist schade, liebe Elise,“ sagte sie, „daß Du immer so subjectiv bist, — ja, sogar meine Objectivität gar nicht fassen kannst!“

„Um Gotteswillen! Gnädige Frau, wenn Sie so überzeugt sind, daß der Engländer Dina nicht liebt, so verhindern Sie diese Ehe!“

„Das werde ich!“

„Lassen Sie mir die Beruhigung, daß Sie als guter Engel sie bewahren! Ich muß Frankfurt schon morgen verlassen, — die Erinnerung an die Lie-

benswürdigkeit der Gräfin wird mich aber überall hin begleiten."

„Bis eine andere Erinnerung Sie überall hin begleitet, ich kenne das!"

„Nein, nein, Sie irren sich, gnädige Frau! Mein Loos ist ein trauriges, — ich werde immer einsam sein!"

„Immer einsam? Und weshalb?"

„Ich lebe mir nicht selbst. Ich habe mir das Wort gegeben, mein eignes Glück nicht eher anzubauen, nicht eher um die Liebe einer Frau zu werben, bis ich die Aufgabe meines Lebens, die ich mir selbst gesetzt, gelös't habe."

„Und ist es eine schwere Aufgabe, die Sie sich gesetzt?"

„Ein Ziel, das mir täglich weiter gerückt wird — und das wohl auch weiter liegen wird, als mein Lebensziel!"

„Wissen Sie, daß mich das verdrießt? — Ich liebe solche Abnormitäten nicht!"

„Warum wollen Sie nicht einem Menschen gestatten, einmal sich selbst zu vergessen? Diese

Schwachheit findet bei der übrigen Welt hinreichendes Gegengewicht!"

„Wenn es nicht zu gottlos klänge, würde ich sagen, der Himmel muß die Egoisten lieber haben, als Diejenigen, die sich aufopfern, denn der Egoismus wird gewöhnlich gekrönt, — die Aufopferung kaum anerkannt, selten belohnt und nie gekrönt!"

Felix aber sagte ernsthaft: „Für meinen Begriff giebt es nur eine Belohnung: die Zufriedenheit mit sich selbst, und die wird der Aufopferung immer zu Theil!"

„Wie dem Egoismus!" sagte lächelnd Elise, „und vielleicht ist ein Egoist, der die Andern zu seinem Vortheil hinter's Licht geführt, noch zufriedener mit sich selbst, als der edelste Menschenfreund."

Felix schüttelte den Kopf und stand auf.

„Haben Sie der Gräfin Waterford schon Adieu gesagt?" frug Elise.

„Nein, und ich wollte Sie bitten, dies zu übernehmen."

„Warum gehen Sie denn nicht selbst?"

„Sie kennen meine Passion für Sprüchwörter, gnädigste Frau! Es giebt eins, das heißt: Die Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert, und noch eins heißt: Hochmuth kommt vor dem Falle!"

„Ich verstehe Sie nicht!"

„Verstehen Sie mich auch nicht, wenn ich Ihnen sage: Gebrannte Kinder scheuen das Feuer?"

„Auch nicht, Herr Baron!"

„Dann muß ich verzweifeln!" Und ohne weiter Etwas zu sagen, verbeugte er sich vor Elisen, die ihm bitterböse war, — denn das Glück ihrer Freundin galt ihr höher, als alle Pläne und Entwürfe des sanguinischen Felix.

Am Abend theilte sie ihrer Freundin die Statt gefundene Unterhaltung mit, aber ganz schonend und vorsichtig, denn sie meinte, Felix's Erklärung, daß er die Stimme seines Herzens unterdrücken wolle, bis er seine Mission erfüllt habe, werde sie verletzen. Aber Elise wurde in hohem Grade überrascht, als ihre Worte eine so ganz andere Aufnahme fanden.

Dina fiel ihr jubelnd um den Hals und rief: „Ist es das, weshalb er mich flieht? Dann ist Alles

gut! Ich glaubte ihn an eine Andere gebunden, — mein Herz ist groß genug, um zurückzutreten, wenn es einer Idee gilt, aber zu stolz, wenn es einer Person gilt!"

Als Elise fort war, eilte sie an ihren Schreibtisch. Sie schrieb die folgenden Zeilen an Felix nieder:

„So eben sagt mir meine Freundin, daß Sie Frankfurt verlassen. Ich kann es mir nicht versagen, Ihnen ein schriftliches Lebewohl mitzugeben für die lange, lange Trennung! So lange wir jung sind, werden wir uns wohl nicht mehr sehen, aber wenn wir älter geworden und das Leben in das reine Gold Ihrer Gesinnung einige Schlacken geworfen und aus meinem Charakter unbarmherzig die Schwächen entfernt hat, die ihn so sehr entstellen, — an guten Vorsätzen fehlt es jetzt schon nicht, — dann werden wir, auf gleicher Stufe stehend, uns, wie ich hoffe und überzeugt bin, in reiner Freundschaft, Eines würdig des Andern, begrüßen! Leben Sie wohl!"

So schrieb eine der stolzesten Frauen an einen jungen Menschen, den die Welt nur als einen

Dandy und einige Wenige als Schwärmer kannten. Sie allein würdigte sein selbstloses Herz.

Dies Billet war der Talisman, den Felix mitnahm auf die Reise, und die einzige Befriedigung für so viel verschwendete Anstrengung und verlornes Streben. Tief unten in seinem Koffer lagen die zwei Orden, das Billet Dina's aber trug er auf seinem Herzen.

An demselben Tage, wie er, reis'te auch der Graf von Waterford mit einem wohlverbrämten Korbe seiner schönen Cousine ab, — aber das Billet, worin er enthalten, nahm der Graf nicht mit, die Flamme des Kamins hatte es längst verzehrt!

Zehntes Kapitel.

Paul.

In einem Dörfchen am Rhein, am Fuße des Drachenfelses, Schöndorf heißt es, kehrte ein junger Mann im ersten, freundlich gelegenen Wirthshause ein. Sein Gepäck hatte er in Königswinter, wo er

mit dem Dampfschiffe gelandet, zurückgelassen, und wie er war, im leichten Sommerrock und breitrandigen Strohhute, imponirte er dem Wirthe nicht besonders; dieser wies ihm durch eine lässige Bewegung der Hand die Thüre der Gaststube. Der junge Mann öffnete und trat ein. Das Zimmer war leer, nur ein weibliches Wesen war in einer düstern Ecke beschäftigt, einige Gläser abzuwischen. Als aber das Mädchen sich umwandte und der Fremde ihr Gesicht erblickte, blieb er überrascht stehen.

„Lori, ist's möglich? Sie hier?“

„Baron Walram!“

Da trat der Wirth ein. Lori wandte sich wie der Blitz wieder nach dem Büffet, und Felix blieb nichts Anderes übrig, als einen Stuhl am Tische einzunehmen und eine Flasche Wein zu bestellen.

Auf einen Wink des Alten entfernte sich Lori, um sie zu holen.

Felix konnte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen und frug leichthin: „Ihre Tochter, Herr Wirth?“

Der Wirth, ein gutmüthig aussehender, alter Mann, zwinkerte pfiffig mit den Augen und sagte geheimnißvoll: „Noch nicht, aber hoffentlich bald!"

„Wie soll ich das verstehen? Ist sie die Braut Ihres Sohnes?"

„Ja wohl, Herr! Mein Sohn will sie heirathen, und ich gebe ihm auch gern meinen Segen dazu, denn sie ist ein wahrer Schatz und mehr werth, als alle Mamsellen hier am Rhein. So häuslich, so fleißig, Alles versteht sie! Sie ist eine Wienerin."

„Und wie kommt sie denn hierher, denn die Wienerinnen sind dafür bekannt, daß sie nicht leicht ihre Heimath verlassen."

Der Wirth war gesprächig, und mit Freuden gab er die Geschichte, die er schon manchem Reisenden preisgegeben, auch Felix zum Besten.

„Es war an einem Abend, wo draußen ein Wetter herrschte, daß man keinen Hund hätte hinausjagen mögen. Die meisten Gäste waren schon fort; ich, mein Sohn und die Haushälterin, wir saßen dort drüben und aßen zu Nacht. Da kommt der Hausknecht herein und sagt, es wäre eine fremde

Person da, die ein Zimmer verlange. Paul, mein Sohn, steht auf und geht hinaus. Als ich mich schon eine Weile über sein langes Ausbleiben gewundert, kehrt er zurück.

„Nun, wer ist die Fremde?“ rufe ich ihm entgegen.

„Ein wunderschönes Mädchen, ohne Paß!“ sagt er und setzt sich wieder zum Essen.

„Ja, aber warum hast Du sie aufgenommen?“ frage ich nun verdrießlich, „man hat ohnedem schon so viel Plackerei mit der Polizei!“

„Das Frauenzimmer giebt an, ihn verloren zu haben,“ lacht mein Sohn, „das kann Jedem passiren.“

„Die Fremde hatte am andern Tage Fieber und mußte das Bett hüten. Sie wurde lebensgefährlich krank. Mein Sohn, der zuweilen mit dem Doctor zu ihr ging, um zu sehen, ob die Mägde sie auch ordentlich verpflegten, — verliebte sich in das kranke, besinnungslose Mädchen.

„Als sie wieder besser war und herunterkommen konnte, jagte ich eines Morgens die Haushälterin wegen eines Betrugs aus dem Hause. Die Fremde

übernahm aus Gefälligkeit einstweilen ihre Stelle, füllt sie aber so vortrefflich aus, daß ich mit dem Gedanken, eine Wiener Putzmacherin zur Schwiegertochter zu haben, schon ganz ausgesöhnt bin."

„Eine Wiener Putzmacherin! Wie kommt sie aber hierher?"

„Wegen der Erbschaft einer Tante in Cöln. Mit der Erbschaft war es aber nicht viel, und sie war wieder auf dem Heimwege begriffen, als —"

Eben trat Lori mit der Flasche ein. Sie sah am schnellen Abbrechen des Gespräches, daß die Rede von ihr gewesen. Sie wurde dunkelroth und warf auf Felix einen flehenden Blick. Er verstand sie und nickte ihr unmerklich zu, — er würde sie auch ohnedem nicht verrathen haben.

Bald kam auch der Sohn des Wirthes, ein auffallend großer, starker und hübscher Mann, herein. Er setzte sich neben die schweigsam nähende Lori und warf auf Felix einen eifersüchtigen Blick.

„Ich möchte von hier aus den Drachenfels besteigen," sagte Felix nach einer Pause. „Der gewöhnliche Weg von Königswinter aus ist mir zu

belebt von Menschen aller Art, — giebt es nicht von hier aus einen Weg?"

„Ich habe zufällig mit dem Wirth auf dem Drachenfels wegen einer Weinlieferung zu reden und will Sie begleiten," antwortete der Sohn.

„Ich möchte gerne mitgehen," sagte Lori schüchtern, „ich bin noch nie oben gewesen. Können Sie mich heute Nachmittag entbehren, Herr Philipps?" frug sie, zum Wirthe gewandt.

Der nickte und sagte wohlwollend: „Benutzen Sie nur noch den schönen Herbsttag, liebes Lenchen!"

„Lenchen?" frug sich Walram; „also sogar umgetauft hat sie sich?" Daß sie mitgehen wollte, schien ihm nur zu geschehen, um ein längeres Alleinsein zwischen ihm und Paul zu verhindern.

Bald nach dem frugalen Mittagessen, das Felix mit der Familie des Wirthes eingenommen, begaben sich die drei jungen Leute auf den Weg. Felix entdeckte nach einiger Zeit, daß Paul, für den Wirthssohn in einem kleinen Dorfe, eine ungewöhnliche Bildung besitze. Er gab ihm das auch zu verstehen, und da sagte Paul:

„Ja, sehen Sie, ich habe mehrere Jahre bei der Artillerie gestanden, und zwar unter einem ganz ausgezeichneten Hauptmann, der sich meiner annahm und mich in seine Gesellschaft zog. Dem Manne verdanke ich Alles, was ich bin, denn als ich von hier fortging, wußte ich nicht mehr, als mein Vater, — und daß das nicht viel ist," setzte er lachend hinzu, „haben Sie heute Mittag gesehen, wo er durchaus behauptete, das Bild eines Cölnischen Bürgermeisters, mit der gepuderten Perrücke, das auf unserm Hausflur hängt, stelle den Ritter Roland dar!"

„Aber sind Sie nicht müde, Lenchen, wollen Sie nicht meinen Arm annehmen?"

Lori oder Lenchen dankte. Sie hielt sich überhaupt sehr fern von dem jungen Manne, den das offenbar schmerzte.

„Sie sind heute nicht gut gelaunt, Lenchen, von Ihrer sonst so fröhlichen Laune ist nichts an Ihnen zu bemerken," fuhr Paul fort.

„Ich leide," sagte Lori, ohne aufzusehen.

„Mein Gott, warum haben Sie mir das nicht früher gesagt! Was fehlt Ihnen?"

„Ich bin unzufrieden mit mir selbst,“ sagte Lori und sah dabei Walram an, der sie aber eben so wenig, wie der schlichte Paul, verstand.

Sie waren jetzt oben angekommen, und während Paul zum Wirthe ging, um einige Erfrischungen zu bestellen und sein Geschäft abzumachen, nahmen Lori und Felix an einem Tische Platz und blickten entzückt in das kleine Paradies, das zu ihren Füßen lag.

Endlich nahm Lori das Wort. „Was sagen Sie zu meiner jetzigen Stellung, Baron?“

„Mir scheint, Sie sind ein kluges Mädchen und wissen sich in jede Stellung zu schicken; aber befriedigen Sie zuerst meine Neugierde, und sagen Sie mir, wie Sie hierher kamen?“

„Auf die einfachste Art der Welt. Ich wollte in Frankfurt nach Wien entfliehen, aber ich wurde verrathen, denn als ich auf den Posthof kam, fand ich, statt einer mir ergebenen Person, Herrn Joseph Huber, der offenbar auf mich vigilirte. Ich schlich, unkenntlich durch ein großes Kopftuch, an ihm vorüber, schlüpfte in den ersten besten Postwagen und fuhr

an ihm vorüber zum Thorweg hinaus. Der Wagen brachte mich, anstatt nach Osten, nach Westen, aber wo ich ausstieg, wollte man einen Paß von mir haben. Da habe ich denn auf Lügen und Umwegen mich herumgeschlagen, bis ich endlich todtmüde hier ankam, immer noch ohne Paß und, was noch schlimmer war, auch ohne Geld!

„Im Hause des alten Philipps wurde aber nach Beidem nie gefragt; wie eine Schwester gepflegt, versorgt —"

„Aber nicht wie eine „Schwester" geliebt!" sagte Felix schalkhaft und deutete nach dem Hause, wo Paul mit dem Wirth unter der Thüre stand.

Diesmal wurde Lori nicht roth, sondern blaß. „Necken Sie mich nicht mit ihm, Baron! Mir ist heute ein entsetzliches Unglück widerfahren, ich habe plötzlich eingesehen, daß ich ihn nicht liebe!"

„Heute? Warum heute?"

Lori gab keine Antwort, aber sie warf einen unaussprechlich schmerzlichen Blick in Felix's Augen, — jeder andere junge Mann würde diesen Blick verstanden haben, denn er sagte deutlich: Weil

ich einsehe, daß ich noch immer Dich und nur Dich liebe!

Aber Felix verstand ihn nicht. Er frug: „Wie heißen Sie jetzt? Lenchen, nicht wahr?“

„Bin ich denn etwas Anderes, als eine Magdalene,“ sagte Lori bitter, „büße ich nicht für die Thorheiten und Sünden meiner ersten Jugend?“

„Aber Paul und sein Vater glauben, daß Sie Paul's Weib werden!“

„Das hoffte ich bisher auch,“ sagte Lori traurig, „aber von heute an fürchte ich es! Bisher schien es mir so herrlich, eines so ehrlichen Jungen ehrliche Frau zu werden, aber heute kommt er mir so plump, so gewöhnlich vor!“

„Sie sind ein wetterwendisches, launiges Mädchen,“ sagte Felix ärgerlich, „eine ächte Wienerin!“

„Ja, aber auch ehrlich und offen, wie eine ächte Wienerin!“

„Doch nicht gegen Paul und seinen Vater!“

„Nein, gegen die nicht! Denn wenn die ahnten, daß ich auf den Brettern gewesen, daß ich, — was noch viel schlimmer ist, Joseph Huber's Freundin

gewesen, sie hätten mich nie bei sich behalten! Und ich wollte doch so gerne ein stilles, einfaches, redliches, arbeitsames Leben führen, wie die andern Mädchen auch!"

„Aber heute haben Sie die Lust an diesem Leben verloren?"

„Nicht an diesem Leben, sondern an Paul!"

Paul kam jetzt und setzte sich zu ihnen. Jemehr Felix ihn beobachtete, desto mehr gefiel er ihm.

„Sie kennen wohl die Gegend, Herr von Walram?" frug er bescheiden, „oder soll ich Ihnen die Hauptpunkte nennen?"

„Ich kenne sie, aber erklären Sie sie Ihrer Braut!"

Lori wurde wieder blaß und warf Felix einen bitterbösen Blick zu, aber Paul wurde roth vor Freude und dachte vergnügt: „Sie hat es ihm gesagt!"

„Da der Herr weiß, daß wir verlobt sind," sagte er, „kann ich Dich ja auch nun Du vor ihm nennen; siehst Du, Lenchen, da drüben der grüne Berg mit dem verfallenen Thorbogen oben darauf, das ist der Rolandseck."

„Das weiß ich längst,“ sagte Lori schnippisch, „als wenn man Rolandseck nicht von Schöndorf aus eben so gut und noch besser als von hier aus sähe!“

„Der kegelförmige, schloßgekrönte Hügel da unten ist Godesberg,“ fuhr Paul freundlich fort.

„Das weiß ich auch!“ sagte wieder Lori.

„Weißt Du denn auch, daß die Thürme, die Du dort unten im fernen Nebel kaum gewahren kannst, die Thürme der alten Stadt Cöln sind?“

Lori gab keine Antwort, blickte aber fest nach dem Horizonte, wohin Paul's ausgestreckte Hand sie wies; dann sich plötzlich zu Felix wendend und offenbar Paul's Gegenwart ganz vergessend, sagte sie mit dem ihr eigenen, kurz abgebrochenen Ausdruck:

„Wenn ich dahin in's Kloster ginge? Nach Cöln in's Kloster, wie wäre das, was meinen Sie dazu?“

Da legte ihr Bräutigam fest seine Hand auf ihre runde Schulter und sagte ernst: „Die Frage geht mich nur an. Was fragst Du den Herrn?“

„Weil — weil ich ihn länger kenne, als Dich!“ sagte Lori mit dem Heldenmuthe der Verzweiflung.

Paul trat einen Schritt von ihr zurück und sah mit zornfunkelnden Augen bald sie, bald Felix fragend an.

Felix aber sagte gefaßt: „Lassen Sie sich nicht ängstigen durch das sonderbare Benehmen des Mädchens, so ist sie immer gewesen, — denn es ist wahr, ich habe sie schon früher gekannt, — aber — es freut mich, Ihnen gerade deshalb gratuliren zu können. Sie wird eine gute Frau werden!“

„Dafür werde ich sorgen!“ versetzte trocken und wieder ganz gefaßt der junge Mann, ergriff Lori's Hand und legte sie fest in seinen Arm. In dieser Geberde lag Etwas, das deutlich sagte: Sie ist mein Eigenthum und ich werde sie nicht lassen. Dann, sich zu Felix wendend, frug er: „Wollen wir jetzt wieder heimgehen?“

Felix nickte. Das Brautpaar ging voraus, Felix eine Strecke hinterdrein, weil er dachte, sie würden eine Erklärung haben. Dem war aber nicht so, bis an die väterliche Schwelle wechselten die beiden jungen Leute kein Wort. Paul schwieg, weil er ohne Zeugen reden wollte, und Lori halb aus Trotz,

halb aus Angst, denn Paul hatte ihr durch sein Benehmen wirklich imponirt.

Zu Hause folgte er ihr auf ihre kleine Mansardenstube und schloß die Thüre hinter sich ab. Sie wollte das verhindern, aber er drängte sie mit ernstem Blicke zurück. Sie zitterte sichtbar und Thränen der Angst perlten an den Wangen des sonst so übermüthigen Mädchens.

„Es muß klar werden zwischen uns, Lenchen," begann der junge Mann. „Woher kennst Du den Herrn?"

„Von Frankfurt her. Er ist aber nie mein Liebhaber gewesen!"

„Das sehe ich ihm an. Aber es mißfällt mir, daß Du das betheuerst, — als könne man glauben, ein jeder junge Mann Deiner Bekanntschaft sei Dein Liebhaber gewesen. Warum habt Ihr Euch nicht als alte Bekannte beim Vater begrüßt?"

„Ich verbot es ihm, weil —"

„Weil er um Dinge weiß, —"

„Nun ja, was liegt mir daran, im Gegentheil, kann diese Comödie nicht länger spielen. Ich

bin gar keine Putzmacherin, sondern eine Schauspielerin, und der Fremde ist der Freund eines Mannes, vor dem ich geflohen bin, weil ich ihn nicht mehr liebte, — deshalb kam ich ohne Paß und ohne Geld, — aber nicht ohne Stolz hierher!" sagte sie, ihm bleich, aber muthig, unter die Augen tretend. „Mache nun, was Du willst, Du weißt nun Alles! Jage mich fort, — ich bettle mich durch nach Wien, wo doch noch Einer der armen Lori ein Winkelchen zum Schlafen und ein Stück Brod zur Sättigung geben wird!"

„Also Lori heißt Du?"

„Eleonore Günther!"

„Warum nanntest Du Dich Magdalene Müller?"

„Weil ich ein neues Leben anfangen wollte!"

Paul sah sie lange an, so lange, daß ihr Stolz brach und sie weinend in einen Stuhl sank; da breitete, selbst weinend, der große, starke Mann seine Arme aus und rief: „Das sollst Du auch! In meinen Armen, an meinem Herzen, als mein liebes, theures Weib, ohne das ich nicht leben mag, sollst Du ein neues Leben anfangen!"

Und Lori, zerschmolzen vor Rührung, stürzte in diese Arme, die ihr für ewig einen Port, eine Heimath boten.

„O Paul,“ schluchzte sie, „wenn Du wüßtest! Ich bin nicht so rein, wie Du verdienst, daß Dein Weib es sei!“

Paul lös'te sie sanft aus seinen Armen, führte sie zum kleinen Ruhebett und sagte freundlich, indem er sich neben sie setzte: „Mir ahnte immer, daß Dein Leben ein stürmisches gewesen, aber was willst Du? Ich habe Dich so lieb, daß ich nicht ohne Dich leben kann! Und doch,“ sagte er mit plötzlichem Erschrecken, „wenn der käme, dem Du früher, als mir, Deine Liebe geschenkt, — wenn Andere kämen, die Dich als die Seinige gekannt und mich nur spöttisch ansähen, — ich ertrüge das nicht!“

„Laß mich gehen, Paul, ich tauge nicht für Dich!“

„Nein, nein! Ich kann Dich nicht lassen! Aber der gute Gott giebt mir einen Gedanken ein, der alle Noth endet. Die einzige Schwester meines Vaters ist an einen reichen Kaufmann in Messina

verheirathet, der sie einst hier aus dem Hause entführte. Die Leute haben keine Kinder und schreiben und flehen, daß doch einer von uns hinkommen, ihr Hab und Gut übernehmen und sie bis zum Ende als Sohn pflegen möge. Dahin wollen wir gehen; da kennt Dich Niemand!"

„Aber Dein Vater, Paul?"

„Den tröstet mein Bruder, der in einigen Wochen vom Militärdienste frei wird und ohnedem besser zum Wirth paßt, als ich. Da ein Vermögen zu gewinnen ist, billigt er gewiß meinen Entschluß, nach Sicilien zu gehen, wohin er nur deshalb meinen Bruder senden wollte, weil er meinte, mir sei es unangenehm, zu gehen und weil er mich, als den Aelteren, berechtigt hielt, hier zu bleiben."

„Paul, um meinetwillen willst Du Dein Vaterland verlassen!"

„Du bist mir Alles!" sagte Paul, ihre beiden Hände fassend. „Ich bin wie verzaubert, seitdem Du im Hause bist!"

„Nun wohl," sagte Lori, „thue mir einen Gefallen, Paul! Gehe zum Fremden, den ich nicht

mehr sehen will, sage ihm, daß Du Alles weißt, — sage ihm Deinen Entschluß, aber nenne ihm nicht Messina. — Niemand soll wissen, wo ich Dir, nur Dir fortan leben werde."

Eilftes Kapitel.

In der heiligen Stadt.

Felix hatte noch denselben Tag, als ihm Paul im Auftrage Lori's Alles mitgetheilt, was sie ihm sagen ließ, in Königswinter, wo er seine Effecten zurückgelassen, das Dampfschiff bestiegen, um am Abend die heilige Stadt Cöln zu erreichen. In tiefe Gedanken versunken, saß er auf dem Verdeck des Schiffes. Er dachte an Lori. Zweimal war er ohne sein Wissen und Willen in das Schicksal dieses Mädchens durch seine Erscheinung störend eingetreten, und je mehr er ihr Benehmen überdachte, desto unbegreiflicher wurde es ihm; denn es ist schon bemerkt worden, daß Felix des Schlüssels von Allem entbehrte, er ahnte ja nicht, daß Lori

ihn liebte. Es lag so ganz außerhalb seines Ideenkreises, an eine Einwirkung auf dieses Mädchen zu denken; ihre sinnliche, launische und leidenschaftliche Natur, deren einziger Reiz ihre Kraft und Frische war, hatte für einen schwärmerischen Denker, wie Felix Walram, wenig Anziehendes. Seiner ernsten Natur waren die Frauen bisher nur Werkzeuge für seine menschenfreundlichen Zwecke, weil ihre theilnehmende, feinorganisirte Natur mehr zur Aufopferung und weniger zum Selbstgenuß sich neigt, wie die der Männer. Dina hatte freilich einen starken Eindruck auf sein Herz gemacht, aber selbst dieser Eindruck war nicht fähig, ihn auch nur auf kurze Zeit in seinem Streben zu lähmen. Er bedauerte weniger, dem Zuge seines Herzens nicht haben folgen zu können, als es ihn freute, das Bewußtsein in sich zu tragen, seinem heiligen Zweck einen Wunsch, ein Verlangen geopfert zu haben, — auch die Tugend hat ihren Egoismus!

Jetzt wollte er nach Paris. Ein Freund und Landsmann von ihm, Leo von Adlersvill, der sich dort aufhielt, sollte auf Felix's Gütern einige Ein-

richtungen besorgen, wozu er ihn aber durchaus selbst sprechen mußte. Leo wollte von Paris aus heimkehren; dorthin eilte jetzt Felix, und von dort wollte er sich nach Rom begeben, um einen letzten Versuch zu wagen in der Aufgabe, die er selbst sich auferlegt hatte.

Da er erst mit dem nächsten Abendzuge Cöln verlassen konnte, so blieb ihm ein ganzer Tag zum Besuche der heiligen Stadt übrig. Sein erster Gang galt dem deutschen Meisterwerke, dem Dom.

Dies unvollendete Prachtwerk muß für jeden Deutschen ein Gegenstand tiefer Trauer sein, — unvollendet steht es da! — wo sind die frommen deutschen Hände, die, in vaterländischer Liebe vereint, das vollendende Kreuz auf seine Thürme pflanzen werden? Wie viele hundertmal ist dieser Dom schon das verkörperte Deutschland genannt worden, und immer von Neuem drängt sich der alte Gedanke unabweisbar auf. Mit einem Nothdache versehen, im Innern die freie Durchsicht durch eine Wand verbaut, ohne Spitze, ohne Thurm, und doch das erste, schönste, stärkste Gebäude der Welt, angestaunt und bewun-

dert, trotz aller seiner ihm grausam vorenthaltenen Rechte, — wer dächte, wer spräche, wer schriebe dabei nicht von Deutschland?

Der deutscheste Fürst der Neuzeit, König Ludwig von Baiern, der einzige Fürst, der zum Dom aus eigenen Mitteln wahrhaft königlich gesteuert, indem er eine Reihe der prachtvollsten Fenster, Hunderttausende an Werth, dort einfügen ließ, hat sich auch hier ein ewiges Denkmal gestiftet!

Felix stand, im Anschauen versunken, vor dem Fenster, wo, in Farbe und Zeichnung unvergleichlich schön, die Huldigung der drei Könige zu sehen ist.

„Wie kann man der Mutter Gottes so gleichen, und doch so treulos sein?“ sagte leise eine bekannte Stimme neben ihm. Rasch wandte sich Felix, um den Sprecher zu sehen. In tiefe Gedanken versunken, stand neben ihm ein blasser Mann in vernachlässigter Kleidung. Unordentlich hingen die langen, blonden Haare um den Kopf; — war es möglich, war das der eitle, elegante, blühende Joseph Huber? — denn Huber's Züge trug diese melancholische Erscheinung.

„Huber!“ rief Felix leise, um sich zu überzeugen. Der Angerufene zuckte zusammen, und wie aus einem Traum erwachend, blickte er Felix an. Dann plötzlich schrie er auf: „Ein Mensch, endlich ein Mensch!“ und fiel, laut weinend, in Walram's Arme.

Leute, die diesen Ausruf gehört, umstanden die Beiden; Felix, dem jedes Aufsehen verhaßt war, suchte die Arme des ihn umklammernden Mannes loszulösen; als ihm das endlich gelungen, führte er ihn rasch vor die Thüre der Kirche und bestieg mit ihm einen dort haltenden Fiaker.

„Huber, um Gotteswillen, was ist mit Ihnen vorgegangen? Was hat Sie so verändert?“

„O Nichts!“ sagte Joseph und strich sich mit der Hand über die Stirn, „o Nichts! — denn ich bin ja nicht bankerott, mein Onkel ist es ja nur!“

„Bankerott? So bleibt Ihnen Nichts?“

„O doch, mir bleibt Viel! Gerade so Viel für's ganze Jahr, als ich in Wien im Hause meines Oheims in einem Monat brauchte. In Frankfurt aber habe ich nie damit auskommen können. Mir

bleiben jährlich tausend Gulden Münze, die Zinsen meines mütterlichen Vermögens, ist das nicht Viel? Ha, ha, ha!"

Felix wandte sich entrüstet ab. „Wie ist es möglich, daß ein Mensch so seinen ganzen moralischen Halt im Gelde finden und mit ihm verlieren kann?" frug er sich innerlich. Wie hoch stand Lori, an die er eben dachte, doch über ihrem ehemaligen Geliebten!

Als ahnte Joseph seine Gedanken, sagte er: „Ja, wenn ich sie noch hätte, dann wäre Alles gut! Sie stand über dem Gelde und wußte doch auch mit Wenigem Unglaubliches zu leisten. Sie würden nie begreifen, mit wie wenig das Mädchen auskam, ehe ich sie unterstützte, — und doch soll sie damals immer fröhlich gewesen sein, — fröhlicher vielleicht, als bei mir! Ja, wäre sie da, sie würde mich trösten, ja, sie würde mit dem Wenigen, mir gebliebenen, Etwas anfangen, — aber ich, — was sind mir zwanzig tausend Gulden? Ein Kapital, das ich in einem halben Jahr aufbrauchen werde, sobald ich es in Händen habe, — und dann schieße ich mich

todt, — so ist's am Besten! Aber sie wollen mir's nicht geben, meine Mutter hat das so angelegt. —"

„Fassen Sie sich, Huber, — dies Unglück ist nicht der Rede werth für einen jungen und gesunden Mann!"

„Ich bin nicht gesund! Ich leide an so fürchterlichen Kopfschmerzen, daß ich bald davon wahnsinnig sein werde! Sehen Sie hier," er wies auf seine Stirne, „da klopft Nacht und Tag ein schwerer Hammer, bald hat er die dünne Hirnschale durchgeschlagen; dann ade!"

Felix frug den Unglücklichen, wo sein Gasthof sei.

„O, ich gehe mit Ihnen, Baron, Sie lasse ich nicht mehr! Wenn ich Sie aus den Augen verliere, bin ich des Todes! Sie glauben nicht, unter welchen Leuten ich seither gewesen! Sie sind seit meinem Unglück der erste Mensch, der mir begegnet!"

„Wie kommen Sie nach Cöln?"

„In Frankfurt sagten sie mir, eine Rheinreise würde mir gut thun und brachten mich in Mainz

auf ein Dampfschiff. Das Dampfschiff brachte mich nach Cöln, und so bin ich hierhergekommen!“

„Seit wie lange sind Sie hier?“

„Das weiß ich nicht. Am ersten Tage führte mich Jemand in den Dom, da bin ich denn jeden Tag wieder hingegangen, weil ich fand, daß Lori der Mutter Gottes im ersten Fenster glich!“

„Haben Sie nichts von ihr gehört?“

„Nichts! O jetzt wird sie gewiß auch nichts mehr von mir wissen wollen! Wie ich aussehe!“

Der Unglückliche warf einen unbeschreiblich bittern Blick auf seine verwahrlos'te Kleidung, knöpfte die Weste über dem unreinlichen Hemde zu und kreuzte die Enden seines beschmutzten Rockes über den Knieen.

Felix erinnerte sich, niemals im Leben eine Empfindung gehabt zu haben, die ihm solche Pein verursacht. Dies Gemisch von Verachtung und Mitleid kannte er bisher nicht, denn nie hatte Jemand, der ihm früher so nahe gestanden, wie Huber, sich ihm in solch jammervoller Gestalt gezeigt.

Er nahm ihn mit in seinen Gasthof. Er beauftragte Stanislaus, andere Kleider für ihn zu

besorgen, während er selbst wieder ausging, um dem Anblicke des Halbverrückten zu entgehen. Als Huber sich in Walram's eleganten Zimmern sah, wurde er offenbar ruhiger und zufriedener. Mit einer gewissen Behaglichkeit streckte er sich auf dem weichgepolsterten Ruhebette aus — Gott weiß, wo der arme Schelm bisher gehaus't! — und ruhig ließ er Felix zur Thüre hinausgehen und erwiederte freundlich auf dessen Abschiedswort: „Ich komme bald wieder!“ — „Schon gut, Baron, ich erwarte Sie!“

Felix schrieb nun sogleich nach Frankfurt an das Banquierhaus, bei welchem er accreditirt gewesen, und bat um Auskunft wegen des jungen, unglücklichen Wieners. Umgehend erhielt er die Bestätigung dessen, was Joseph gesagt, sowie die Zusicherung des Chefs, daß er sich bemühen werde, für Joseph den Betrag des kleinen Restes seines Vermögens zu erfahren und ihm durch seine Vermittlung die Zinsen aus Wien zu übermachen.

Felix's Gegenwart hatte offenbar den wohlthätigsten Einfluß auf den Unglücklichen. In den drei Tagen, die er bei ihm zugebracht, hatte sich das

Irre und Krampfhafte seines Wesens schon sehr gemildert. Das unbegrenzte Zutrauen, welches ihm des Kurländers ruhige und ernste Persönlichkeit einflößte, wirkte wie Balsam auf sein zerstörtes Gemüth.

„Wären Sie in Frankfurt gewesen, hätte ich nur einen Menschen gehabt, so wäre es nie so weit mit mir gekommen! So aber schrie mir Jeder nur in die Ohren, wie viel ich ihm schuldig sei, und meine ganze Umgebung, mein Kammerdiener an der Spitze, hatte gar keinen andern Gedanken, als sich möglichst bald bezahlt zu machen, — dann ließen sie mich im Stich!“

„Und Ihr Geschäftsfreund?“

„Der verliert große Summen durch den Bankerott meines Oheims, und ich wagte gar nicht hinzugehen, denn der von meinem Onkel für mich ausgestellte Creditbrief ist auch kein kleiner Beitrag zu diesen Summen!“

„Haben Sie nicht die Gräfin Waterford, nicht Frau von Lavallon mehr gesehen?“

„Niemand, Niemand, als meine Gläubiger! Es waren keine großen Schulden, die ich hatte, nur

kleine Summen, wie jeder Mann, der im Besitze eines großen Einkommens sich wähnt, Ausstände hat. Aber die Dinge, die ich habe von diesen Leuten anhören müssen! Meine Verschwendung, die sie früher nur großartige Lebensweise nannten und priesen, indem sie auf die Frankfurter jungen Herren schimpften, die nicht so viel Geld ausgäben, als ich, — diese Verschwendung konnten sie nun nicht genug schmähen, und ich mußte Alles mit anhören, durfte nicht einmal Einen die Treppe hinabwerfen. Ich glaube, davon allein bin ich halb verrückt geworden!"

Felix wußte nicht, was er mit Joseph anfangen sollte. Er wollte jetzt, nachdem er ihm schon einige Tage geopfert, nach Paris abreisen. Als er mit Joseph von ihrer bevorstehenden Trennung sprach, ward dieser vollständig tiefsinnig. Er sprach kein Wort, er wies Speise und Trank von sich und richtete nur zuweilen seine blauen, wirklich ehrlichen Augen mit unaussprechlicher Trauer auf den ihm einzig übrig gebliebenen Freund.

Diesen stummen Klagen vermochte der gutmüthige Felix nicht zu widerstehen, — er entschloß

sich, den Unglücklichen mit nach Paris zu nehmen, hoffend, daß sich der gebeugte Mann dort eher erholen und im fremden Lande eher seine Selbständigkeit wiederfinden werde, da ihn Niemand in Paris kannte und seine verletzte Eitelkeit, die eigentliche Ursache seiner Trauer, dort weniger Nahrung fand.

Huber's Dankbarkeit kannte keine Grenzen, als Felix ihm seinen Entschluß mittheilte, und so reis'ten denn wirklich die beiden jungen Leute, begleitet von dem getreuen Stanislaus, zusammen nach Paris ab.

Zwölftes Kapitel.

Hermione und Hector.

In einer ziemlich schlecht und unordentlich aussehenden Mansardenstube in der Vorstadt St. Antoine standen zwei sehr verschiedene weibliche Wesen einander gegenüber. Die Eine schwarz, verblüht, mager und bösartigen Ausdrucks, die Andere blond, jung, schön

und gutmüthig, mit einem Worte, ein ächt germanisches Blut, — während die Aeltere ihre gallische Abkunft nicht verläugnen konnte.

„Sie haben mich offenbar zum Besten," sagte die Jüngere, weinend und in nicht besonders reinem Französisch. „Sie denken nicht daran, mir eine Gouvernantenstelle zu verschaffen, und hier bleibe ich nicht länger! — Ihr Bruder ist mir unausstehlich!"

„Ist es meine Schuld, wenn Niemand eine deutsche Gouvernante sucht?" entgegnete die Andere, mit dem vollen Gewichte einer Pariserin und einer alten Jungfer, — „ist es meine Schuld, wenn Ihrem deutschen Geschmacke mein Bruder nicht convenirt, der doch einer der ausgezeichnetsten Virtuosen von Paris ist?"

„Wenn er das ist, warum spielt er denn im Orchester des Variétés die Baßgeige?"

„Weil in Paris so viel bedeutende Leute sind, ja weil Paris aus weiter gar Nichts besteht, als aus der Crême aller Künste und Gewerbe, — so können also die unbedeutenderen Stellen auch nur

von Genies besetzt werden, weil es in Paris nichts Anderes giebt!"

„Da ich aber kein Genie bin, so hätten Sie mich in Frankfurt lassen sollen und mich nicht durch allerlei Vorspiegelungen aus dem Hause meiner Eltern locken!"

„Also ich habe Sie gelockt? Haben Sie mir nicht mit bitteren Thränen geklagt, daß man Sie gegen Ihren Willen mit dem alten Weinhändler in Mainz verheirathen werde, — haben Sie mir nicht gesagt, daß Sie lieber mit Ihrer Hände Arbeit Ihr Brod verdienen wollten, und ist nicht meine unsägliche Gutmüthigkeit allein daran schuld gewesen, daß ich Ihnen anbot, heimlich das Haus Ihrer Eltern zu verlassen und mit mir nach Paris zu kommen, da mein Bruder, dessen Frau gestorben, mich zur Erziehung seiner geliebten Kinder hierher berufen?"

„So verschaffen Sie mir eine Stelle und ich will Ihnen auch jetzt noch dankbar sein!"

„Sobald sich Etwas findet," sagte Mademoiselle Hermione mit stolzer Bewegung und verließ den Salon, wie sie es nannte, um auf dem Vorplatze

der Bereitung des Diners einige Sorgfalt zu widmen.

Das junge Mädchen aber, Marie Wittich, die Pathin der Gräfin Dina Waterford, aus der Mainzer Straße in Frankfurt, setzte sich in eine düstere Ecke und weinte bitterlich.

Nicht lange währte es, so kam auch Herr Couture, Bruder Hermionens, nach Hause. Couture war das ächte Abbild eines Franzosen und ganz besonders eines Parisers: eitel, prahlerisch, geschwätzig und dabei häßlich und klein, mit einer noch nicht ganz ausgebildeten Anlage zur Corpulenz. — Lächelnd und seine weißen Zähne zeigend, ging er auf Marien zu und beachtete durchaus nicht ihre Kälte und Zurückhaltung.

Er erzählte ihr alles Mögliche, was sie nicht interessirte und wollte dabei immer ihre Hand ergreifen, die sie aber ängstlich zurückzog.

„Ich werde Sie nach Tische spazieren führen, nach dem Palais Royal, oder wohin Sie wünschen, ich habe mir heute im Theater einen Remplaçant genommen, um Ihnen endlich einen

Abend widmen zu können, belle et cruelle Allemande!"

„Ich danke Ihnen," sagte Marie schnippisch, „ich gehe nicht des Abends mit Ihnen spazieren!"

„Hermione soll mitgehen, wenn Sie finden, daß mit mir allein zu gehen Sie compromittirt."

Marie gab jetzt ihre Einwilligung, denn das arme Ding, das nun schon einige Wochen hier wie im Käfig saß, sehnte sich wirklich, einmal frische Luft einzuathmen, sei es auch selbst am Arme des unausstehlichen Wittwers.

Die liebenswürdigen Kinder, wegen deren Erziehung Hermione nach Paris zurückberufen worden, kamen nach Hause, das eine mit einer Flasche Wein, das andere mit etwas Zucker, und Hermione deckte den Tisch und trug die Speisen auf. Einen Vorzug vor ihren Landsleuten mußte Mariechen den Franzosen nach kurzer Erfahrung schon zugestehen: sie waren mäßiger, als die Deutschen. Das kleine Schüsselchen Suppe mit Fleisch, wovon hier fünf Personen essen sollten, wäre gerade für ihren Herrn Vater in Frankfurt eine passende Portion zum Nacht-

essen gewesen. Als dieses Gericht mit viel Anerkennung von Seiten des Virtuosen und der Kinder verzehrt war, holte Hermione aus einem alten Eckschranke Etwas, das zwischen deutschem Zwieback und französischem Biscuit die Mitte hielt und das so trocken war, daß man die Zähne daran zerbeißen konnte; aber Hermione frug mit viel Pathos: „Ne prenez-vous rien du dessert?“ Der jungen Frankfurterin war diese Art von Prahlerei bei dieser Armuth unaussprechlich zuwider. — Diese über Lumpen geworfene Toga ekelte sie an, aber sie wußte durchaus keinen Entschluß zu fassen, um sich von dieser Umgebung zu befreien. An ihre Eltern, denen sie entflohen, wagte sie nicht zu schreiben, und ihr kleiner Geldvorrath reichte auch nicht mehr zur Rückreise. Es blieb ihr also nichts übrig, als die Hoffnung, daß Hermione ihr Wort halten und ihr eine Gouvernantenstelle verschaffen werde.

Dazu hatte aber Hermione nicht die mindeste Lust; denn sie hatte Marien nur zum Mitgehen verlockt, damit diese ihres Bruders Frau werde, ein Loos, welches sie übrigens für sehr beneidenswerth

hielt. Als Hermione vor zehn Jahren nach Deutschland ging, hatte sie beschlossen gehabt, de s'allier avec un riche Allemand. Da die Ausführung dieses Vorsatzes auf einige uns unbekannte Schwierigkeiten gestoßen, so wollte sie doch wenigstens ihrer Familie ein Kleinod dieser Art mitbringen, und wenn auch keinen reichen Mann für sich, so doch eine reiche Frau für ihren Bruder.

Die Vermögensverhältnisse von Mariens Eltern behagten ihr vollkommen, und daß diese nicht der einzigen Tochter ewig zürnen und sie enterben würden, besonders wenn sie an der Hand von Monsieur Hector Couture, als dessen glückliche Gattin, ihre Verzeihung erflehte, glaubte sie wohl annehmen zu dürfen.

Hector war entzückt von der Speculation seiner Schwester und zweifelte keinen Augenblick, daß Marie, sobald er Ernst mache, mit Freuden die Seinige werden und er aus ihr eine höchst reizende Pariserin mit der Zeit heranbilden werde.

Als Marie am Abend am Arme von Monsieur Hector Couture die hellerleuchteten Straßen betrat, mußte er mit ihr vor jedem Laden stehen bleiben,

denn was war Frankfurt's glänzendste Handelsstraße, die Zeil, gegen diese Lädenreihen! — Im Palais Royal angekommen, kannte ihr Entzücken vollends keine Grenzen. Da hörte sie plötzlich Jemand in ihrer Nähe in deutscher Sprache sagen: „Sie ist es, verlassen Sie sich darauf!"

Sie wandte rasch den Kopf und hinter ihr stand der ihr wohlbekannte Kammerdiener der Gräfin Waterford.

In einem Entzücken, das zu begreifen man in Mariens Lage gewesen sein muß, das ihr aber keine Ueberlegung ließ, riß sie sich los vom Arme ihres Begleiters und auf Philipp zustürzend rief sie jubelnd: „Seid Ihr hier? Ist am Ende auch die Frau Gräfin hier?"

„Ja wohl, Fräulein Mariechen, und bloß wegen Ihnen ist sie hier, — sie will Sie Ihren armen Eltern, die schier verzweifeln, wieder bringen, — ich bin nur ausgegangen, um Sie zu suchen!"

So viel hatte Hermione doch während ihres zehnjährigen Aufenthaltes in Deutschland profitirt, daß sie diese Reden verstehen konnte. Sie über=

setzte sie ihrem Bruder. Hector begriff rasch, daß er jetzt Gefahr laufe, seine schöne, kleine Beute, die er bereits als seine Braut ansah, zu verlieren. Entschlossen ging er auf sie zu und nahm ihren Arm, mit den Worten: „Kommen Sie jetzt mit uns!" Aber Mariechen klammerte sich an Philipp an und rief unter Thränen: „Schützen Sie mich vor dem Ungeheuer, oder ich sterbe!"

Es bedurfte bei Philipp nicht dieser Aufforderung, hatte er doch jetzt Gelegenheit, seinen nationalen Vortheil, die Körperkraft, geltend zu machen, gegenüber dem schwächlichen Franzosen. Mit einem raschen Stoße schleuderte er ihn weit von sich, und währenddem Herr Hector Couture aus Leibeskräften „Au meurtre, à l'assassin" schrie, eilte er, Mariechen am Arme, zum nächsten Fiaker, schob sie hinein und setzte sich selbst zum Kutscher auf den Bock. Seine andere Begleiterin, die Kammerfrau der Gräfin, hatte er ganz und gar vergessen, — die mußte, allein zurückgelassen, zu Fuße den Weg in ihr Hôtel suchen, was ihr auch nach mannichfachen kleinen, aber glücklich bestandenen

Abenteuern gelang. Diese Kammerfrau war Niemand anders, als die uns wohlbekannte Näherin Lieschen, der Schützling Huber's. Sie hatte unmittelbar nach Walram's Abreise von Frankfurt ihre Mutter verloren und war nun gerne in Dina's ihr so dringend angebotenen Dienste gegangen, — und Dina hielt ihren Eintritt in ihr Haus für ein Zeichen des Himmels, daß er ihre wohlthätigen Bemühungen nicht ferner vereiteln werde und nahm das arme, tieftrauernde Mädchen mit einer Freude und Güte auf, welche die Verlassene mild über die erste Zeit des Schmerzes hinweghob.

Einen größern Contrast hat wohl kaum je ein Wesen in zwei aufeinanderfolgenden Stunden in der Physiognomie seiner Wohnungen erlebt, als Mariechen. Die Mansarde Couture's und das Zimmer der Gräfin!

Dina empfing sie mit offenen Armen.

„Endlich ein gutes Werk, das mir gelingt!" rief sie mit kindischer Freude.

Mariechen war außer sich, sie küßte der Gräfin Hände und rief ein um's andere Mal: „Ach, wie glücklich bin ich! wie glücklich!"

Sie mußte nun ihrer Beschützerin erzählen, wie es ihr ergangen, und Dina konnte nicht, ohne zu lächeln, die Schilderung des Virtuosen aus dem Munde ihrer kleinen, rosigen Pathe vernehmen.

Nach einer Weile begann Mariechen die Gräfin beschämt nach ihren Eltern auszufragen und erfuhr, daß sie sich zwar wohl, aber sehr betrübt ob ihrer Flucht befänden und mit Recht sich den größten Besorgnissen wegen ihres Aufenthaltes in Paris hingegeben.

„Woher wußten denn meine Eltern, daß ich nach Paris gereis't sei?"

„O mein Kind, das combinirten wir schnell genug! Am selben Tage, wie Mademoiselle Couture, warst Du verschwunden, man hatte Dich in der letzten Zeit viel mit ihr heimlich reden sehen." —

„So kommt also doch Alles heraus! Aber, Frau Gräfin, darf ich gleich eine recht einfältige Frage an Sie richten?"

„Frage, mein Kind, ich gebe Dir carte blanche!"

„Warum sind Sie so unendlich, so ganz ungewöhnlich einfach gekleidet? Schon im ersten Augen-

blicke war ich erstaunt, Sie in einem dunkeln Thybet-Ueberrocke zu sehen, — Sie, — der doch Sammt und Atlas so wohl kleidet und die nie etwas Anderes trug, als die herrlichsten Stoffe?"

Dina lächelte. „Kindisches Mädchen, erscheint Dir das so wichtig, daß Du es gleich bemerktest?"

„Nicht wahr, Sie putzen sich wieder? Niemand ist so zu Glanz und Luxus geschaffen, wie Sie!"

Dina schüttelte den Kopf. „Ich habe das abgeschworen, — Du wirst noch Manches bei mir sehen und hören, was Dich verwundern wird."

„Sie sind doch keine Beguine geworden?"

„Nein, für mich hat Louis le Bègue keinen Orden gestiftet, aber wohl ein Anderer, von dem ich Dir erzählen werde, wenn Du eine Zeitlang bei mir bleibst. Willst Du?"

„Mein Leben lang!"

„Auf ein Jahr haben Deine Eltern Dich mir für den Fall, daß ich Dich fände, übergeben. Sie wünschen, daß man in Frankfurt Deinen tollen Streich vergesse und hoffen, daß, wenn Du nach Jahr und Tag als eine große, vernünftige Person

wiederkehrst, man es Dir als einen Kinderstreich anrechnen und verzeihen werde. Mir mußt Du jetzt gehorchen!"

Mariechen jubelte laut auf. Bei Dina zu bleiben, hieß die Erfüllung ihres heißesten Wunsches, — und mit kindlicher Unterwürfigkeit erfüllte sie am nächsten Morgen deren Begehren, einen Verzeihung flehenden Brief an ihre Eltern zu schreiben.

Dina schlief noch, während ihr Schützling diese Pflicht erfüllte. Obgleich sie die Abende wenig ausging, hatte sie doch schon die Pariser Sitte, lange zu schlafen, angenommen. Am Morgen, als sie erwachte und auf der Uhr neben ihrem Bette nachsah, war es schon zehn Uhr.

„Was wird Mariechen denken, daß ich so lange geschlafen!" sagte sie ganz erschrocken, und anstatt ihrer Kammerfrau zu schellen, wie sie gewöhnlich zu thun pflegte, stand sie rasch allein auf, warf ihren türkischen Schlafrock um und öffnete die Thüre ihres Salons. Sie hörte lautes Gespräch und blieb unwillkürlich stehen; die Thüre in das Vorzimmer war

nur angelehnt, und hier wurde die Unterhaltung zwischen Philipp und Lieschen geführt.

„Stanislaus? Wer ist denn das?" frug Lieschen.

„Ja so, Sie kennen ihn nicht," sagte Philipp. „Es ist der Kammerdiener des Herrn von Walram, der in Frankfurt viel in unser Haus kam. Ich möchte wohl an Stanislaus' Stelle sein, sein Herr nimmt ihn mit nach Rom. Am ersten October segeln sie von Marseille ab. Möchten Sie nicht auch Rom und den Papst sehen, Jungfer Lieschen?"

Lieschen sagte eintönig: „O ja!"

Dina ging eben so leise, wie sie gekommen, wieder in ihr Schlafzimmer zurück, schloß unhörbar die Thüre und warf sich zitternd in einen Sessel.

Er war hier, er athmete eine Luft mit ihr. Und nun trat die Versuchung vor sie, sollte sie ihm folgen, ein paar Tage in seiner Gesellschaft glücklich sein? — Sie konnte es thun, ohne sich zu compromittiren, und sie widerstand auch nicht. Binnen einer Viertelstunde hatte sie in ihrem energischen Sinne Alles geordnet, und als sie jetzt Lieschen schellte, konnte das Mädchen gewiß nicht bemer-

ken, welche Gemüthsbewegung ihre Dame eben empfunden.

„Ich habe leider vergessen, Dir gestern Abend zu sagen, daß Du mich bei Zeiten wecken solltest. Denn wir haben heute wenig Zeit, Lieschen, weil wir noch diesen Abend mit dem letzten Eisenbahnzuge nach Chalons gehen werden.“

Lieschen sagte weiter nichts, als: „Wie Sie befehlen, gnädige Frau Gräfin.“

„Thut es Dir nicht leid, Paris schon so bald zu verlassen?“

Lieschen sagte mit einer Ruhe, die manchen Philosophen beschämt haben würde: „Was liegt mir an Paris!“

Die Gräfin befahl nun, Mariechen zu rufen. Als sie dem Kinde erklärte, daß sie sie mit nach Rom nehmen wolle, wußte diese ihre Dankbarkeit gar nicht genug an den Tag zu legen — und Philipp, Philipp konnte es gar nicht begreifen, daß sein Wunsch von heute Morgen schon in Erfüllung gehe. — „Ich bin ein Glückskind!“ sagte er triumphirend zu Lieschen.

Es war zwar erst der vierte des Monats September und Dina hätte, um mit Felix auf dem Schiffe zusammenzutreffen, nicht nöthig gehabt, so schnell Paris zu verlassen, aber sie wollte ihm hier um keinen Preis mehr begegnen und fürchtete, daß ebenso, wie sie durch ihren Diener seine Anwesenheit in Paris erfahren, ihm durch den seinigen die ihrige kund werden möchte.

Stanislaus wußte aber nicht, daß die Gräfin Waterford seinem Herrn interessanter sei, als jede andere Frau und sprach nicht von ihr, und so erfuhr Felix nichts von Dina's Anwesenheit in Paris.

Er hatte seine Abreise von dort so lange aufgeschoben, weil er immer noch hoffte, Huber auf irgend eine Weise in Paris unterbringen zu können. Aber den Gedanken, den jungen Wiener hier zu verlassen, ließ ihn bald seine Gutmüthigkeit aufgeben, obgleich er ihm eigentlich fürchterlich zur Last war. Denn Joseph war in Paris wieder viel unglücklicher und haltloser, als er in Cöln gewesen. Paris, das er einst als glänzender, reicher, an die ersten Banquierhäuser empfohlener, junger Mann

gesehen, — da hielt er sich jetzt als der Begleiter und Gesellschafter eines Andern auf und konnte an Nichts Theil nehmen, woran früher sein ganzes Herz gehangen. Denn zu seiner Ehre sei es gesagt, daß er Walram's ihm immer offenen Beutel nur mit der allergrößten Discretion benutzte, und trotz allem Leichtsinn und aller Schwäche doch noch zu viel Stolz besaß, um sich auf Kosten seines großmüthigen Freundes zu vergnügen. Jeden Abend ließ ihm Felix ein Billet in ein Theater holen, obgleich er ihn nur selten begleitete, denn er hatte in Paris zu viele Bekannte, die ihn in Anspruch nahmen und bei denen er Huber nicht einführen konnte.

Felix hatte noch eine letzte Hoffnung für Huber. Joseph hatte ihm nämlich erzählt, daß eine Tante von ihm in Neapel mit ihrem Manne, der dort eine Fabrik angelegt habe, etablirt sei und hatte viel von der Liebenswürdigkeit und dem Reichthume dieser Tante gerühmt. Wenn diese Frau ihn in ihr Haus aufnähme, dann konnte Felix über sein Schicksal ruhig sein; er beschloß also, ihn erst dahin zu bringen und dann zu Lande nach Rom zu reisen, denn

gerade in Rom, welches er von einem frühern Aufenthalte her schon kannte, war ihm Joseph besonders lästig. Im alten, heiligen Rom konnte er nur einsam oder mit gleichfühlenden Menschen leben, und es gab keinen größern Contrast, als Felix und Joseph, obgleich nur der Erste das einsah und Joseph von jeher sich für einen ganz passenden Gesellschafter des Baron Walram gehalten, wenn er auch Felix' höhere Natur gern anerkannte.

Alle Versuche, die Felix angestellt, um dem jungen Wiener eine ernstere Lebensanschauung beizubringen, waren gänzlich gescheitert. Als er noch im Besitze seines Vermögens war, hatte er Felix geradezu ausgelacht, wenn dieser irgend eine ernste Lebensansicht, ein religiöses Bedenken, eine moralische Auffassung der gesellschaftlichen Verhältnisse verrieth. Jetzt freilich lachte er nicht, aber das geschah nur, weil er überhaupt nicht mehr lachte und immer in tiefe Melancholie versunken da saß; aber er achtete, ja er hörte es gar nicht, wenn Walram ihm beweisen wollte, daß man, auch ohne reich zu sein, das Leben genießen und zwar von einer edlern

Seite genießen könne, als dies je durch die Hülfe des Goldes möglich sei. Seine Auffassung war eine ganz gewöhnliche, und dennoch hielt er sie nicht dafür, denn er sagte sehr naiv: „Ich will nicht Geld um des schnöden Metalls willen besitzen, ich bin kein Geizhals, ich möchte es nur besitzen und betraure nur seinen Verlust, weil es mir jetzt nicht erlaubt ist, damit mir und Andern das Leben zu verschönern.“

Felix frug ihn einmal: „Wem haben Sie es denn verschönert? Doch nicht Lori, die eigentlich nur um Ihres Geldes willen Sie verlassen hat?“

„Nur um meines Geldes willen?“ frug Joseph mit weit aufgerissenen Augen.

„Ja, denn wären Sie nicht so reich gewesen, so hätten andere leichtsinnige Frauen Ihnen nicht so viel Avancen gemacht, Ihre Festigkeit wäre nicht so auf die Probe gestellt worden und Sie wären Lori nicht so oft untreu gewesen!“

„Wegen meiner Untreue hat mich Lori nicht verlassen, sie machte sich gar Nichts daraus!“

„Glauben Sie das nicht,“ sagte Felix ernsthaft, „keine Frau, auch die allernachsichtigste, ja selbst die,

die für sich die größte Freiheit in Anspruch nimmt, ist gleichgültig gegen die Untreue ihres Mannes oder ihres Geliebten, denn es verletzt zu sehr ihren Stolz und ihre Eitelkeit. Der höchste Ruhm einer Frau besteht darin, wenn der, den sie vor Allen erwählt, ihr treu bleibt, — und die größte Schmach ist es für sie, wenn er ihr eine andere vorzieht. Für die gewöhnlichen Weltmänner ist es nur Ehrensache, wenn ihre angetraute Frau keinen Andern begünstigt, außerdem aber liegt ihnen nicht viel daran."

„Sie haben sonderbare Begriffe," sagte Huber kopfschüttelnd, „Sie, ein Weiberfeind, sollten eigentlich gar nicht über die Frauen sprechen, — was wissen Sie denn davon! —"

„Meinen Sie?" frug Felix. Aber er nahm seinen Hut und ging hinaus, denn wie Joseph ihm nicht gestatten wollte, von den Frauen zu reden, weil er sie zu wenig kenne, eben so konnte er es nicht ertragen, von Joseph etwas über das andere Geschlecht äußern zu hören, — vor Joseph's Erfahrungen und Ansichten schauderte ihm.

Dreizehntes Kapitel.

Der Lombardo.

Marseille, die prächtige Hafenstadt, sonnte sich im hellen Glanze eines Septembertages; auf den Straßen das bunte und laute Gewühl des Südens, auf dem Meere die heilige, nie von Menschen gestörte Ruhe.

Eine Barke, worin eine Dame mit zwei Begleiterinnen und einem Diener saß, glitt rasch durch die endlosen Schiffsreihen dahin. Wohl eine halbe Stunde mußten die Bootsleute rudern, bis sie zur Seite des mächtigen Dampfers anlegen konnten, an dessen Bord die Dame verlangte. Es war der Lombardo, eines der größten und besten Schiffe der französisch-neapolitanischen Gesellschaft. Der Capitän, ein Sicilianer, mit breiter Brust und dunklem Teint, empfing oben die Dame und sagte, daß die Abfahrt des Dampfers sehr bald bevorstehe. Sie nahm das eine junge Mädchen unter den Arm und ließ sich eine besondere Cajüte zeigen, die sie oben

auf dem Verdeck gemiethet. Es waren deren zwei solche besondere Räume vorhanden.

„Ist die andere Cajüte auch genommen?“ frug sie den Capitän.

„Ja wohl, ein liefländischer Baron, der heute Morgen hier war, hat sie gemiethet.“

Die Dame, von der man wohl erräth, daß es Dina war, mußte den Kopf wegwenden, um die glühende Röthe ihres Gesichts zu verbergen, — sie wußte nur zu gut, wer ihr Nachbar hier oben sein werde, — ihn sollte also für die ganze Reise nur eine dünne Bretterwand von ihr trennen.

Mariechen und Lieschen schliefen unten in der großen Damencajüte, und dahin begab sich auch Dina jetzt mit ihnen, weil die Sonne ihr oben zu glühend auf den Scheitel brannte und sie auch vorzog, mit Felix erst zusammenzutreffen, wenn das Schiff schon in Bewegung war.

Kurze Zeit nachher kamen wieder Passagiere, ein junger, hochgewachsener Mann und ein zierliches Mädchen. Der junge Mann betrachtete mit dem lebhaftesten Interesse das Schiff und seine Einrich-

tungen, während seine Begleiterin auf einem Feldstuhle Platz nahm und in melancholischen Gedanken versunken in den blauen Spiegel starrte, bis sie auf einmal vor dem Klange einer Stimme, wie elektrisch getroffen, in die Höhe fuhr.

„Baron Walram!"

„Lori!" rief er hinwiederum, ihr herzlich die Hand reichend, „wie kommen Sie hierher?"

„Ich fahre nach Messina."

„Allein?"

„Nein, Paul ist bei mir."

„Und bei mir," sagte Felix stockend, „rathen Sie nicht, wer bei mir ist?"

„Wohl eine schöne, junge Frau?" frug Lori mit etwas zitternden Lippen.

„Nicht doch, Joseph Huber!"

„Jesus Maria!"

„Ja, es ist schlimm! Was soll ich nun anfangen? Wenn er Sie sieht, wird er toll, und wenn Sie ihn sehen, — nun, freuen werden Sie sich nicht über seinen Anblick, — dort unten steht er!"

„Wie!“ rief Lori, „die zusammengesunkene Gestalt mit den bleichen Wangen, die Mütze tief in die Augen gedrückt, das wäre der flotte Seppi?“

„Er ist's!“

„Mein Gott, was ist ihm denn?“

„Er hat sein ganzes Vermögen und seine halbe Vernunft verloren, — er ist ein armer Narr! Ich schleppe ihn mit mir herum, weil er mich dauert, wie ein herrenloser Hund!“

„Spricht er noch von mir?“ frug Lori athemlos.

„Jeden Tag, jede Stunde! Ach, Lori, es war doch nicht recht, daß Sie den armen Jungen verließen, — ich weiß nicht, was aus ihm werden soll!“

„Hören Sie, — ich darf nicht mit ihm zusammentreffen, — denn er würde gewiß nicht schweigen?“

„Es giebt kein Mittel, ihn dazu zu bewegen. Sein Geist ist viel zu schwach geworden, um irgend Etwas zu begreifen, was Ueberlegung fordert. Sobald er Sie sieht, fällt er Ihnen vor der ganzen Schiffsmannschaft um den Hals. Ich kann weiter Nichts thun, als ihn in die Cabine einsperren, die ich hier auf dem Verdeck gemiethet habe, denn ich

mochte nicht immer mit Joseph zusammen sein. Ich wollte ihn mit Stanislaus, für den ich um Huber's willen den ersten Platz genommen, unten in der großen Herren-Cajüte schlafen lassen."

„Nein, nein, er würde mich doch einmal treffen — und Paul, Paul, der so eifersüchtig ist!"

„Sind Sie schon lange verheirathet?"

„Ich bin noch gar nicht verheirathet, denn ich konnte meine Papiere nicht aus Wien kommen lassen, mein Schwiegervater durfte nicht erfahren, daß ich das uneheliche Kind einer Choristin bin. Paul weiß Alles, aber er hat seinem Vater gesagt, da die verlangten Papiere nicht eingetroffen, so wolle er ohne sie mit mir abreisen und der alte Herr solle sie uns nach Messina nachschicken. Er hoffte, dort einen Mönch zu finden, der uns ohne Papiere traute, oder wenn man sie auch dort verlangte, wollte er sie sich dorthin kommen lassen. Aber das ist jetzt Alles nicht nöthig! Dies Zusammentreffen mit Huber ist mir ein Fingerzeig des Himmels, daß ich niemals Paul's Weib werden kann! Gott sei Dank, daß ich es noch nicht bin!"

„Was wollen Sie denn thun?“

„Mein unnützes Leben dem armen Joseph widmen, der doch nicht ohne mich leben kann! Paul wird sich trösten, er ist ein Mann, Joseph ist ein Kind!“

„Ach,“ sagte Felix, „Sie wissen nicht, in welchem Grade er es jetzt ist!“

„Wissen Sie kein Mittel, mich mit ihm zu vereinigen und mich von Paul zu trennen?“

„Bleiben Sie Beide hier zurück, Huber und Sie.“

„Es ist das Beste! Rufen Sie Huber, ich will einstweilen schnell in eine der Barken steigen, die noch am Schiffe liegen, schicken Sie ihn zu mir.“

„Haben Sie denn Geld?“

„Nichts!“

„So nehmen Sie!“

Aber in diesem Augenblicke schrie der Capitän und der Schiffsjunge, der zwischen ihm und dem Maschinenraume über der Luke stand, wiederholte: „Avanti!“ Die Räder schlugen ein; es war zu spät.

„Giebt es denn kein Mittel,“ rief Lori händeringend, „mich auf dem Schiffe allen Augen zu

verbergen? — Wenn Joseph mich sieht, läßt er nicht von mir, und wenn Paul mich mit ihm sieht, tödtet er ihn und mich!"

Felix folgte dem ersten Eindrucke des Mitleids mit dem Jammer Lori's, er ergriff des Mädchens Hand, sie standen vor seiner Cabine, er öffnete rasch die Thüre mit dem Schlüssel, den ihm der Capitän übergeben, und Lori rief ihm zu: „Vergelt es Ihnen Gott!" und war verschwunden.

Paul, der offenbar nach Lori suchte, — das Schiff und seine Einrichtung hatte bisher all seine Aufmerksamkeit gefesselt, — ging, ohne Felix zu erkennen, an ihm vorüber.

Nach einer Weile hörte Felix leises Klopfen an der Cabinenthüre, vor welcher er noch immer, in Gedanken über dies Zusammentreffen verloren, stand; er öffnete, Lori reichte ihm einen Zettel heraus und flüsterte: „Lassen Sie das durch einen Matrosen an Paul geben."

Felix ging und suchte einen Schiffsjungen auf, dem er ein paar Franken in die Hand drückte, und nachdem er ihm Paul gezeigt, gab er ihm auf, jenem

Herrn das Billet in einer Viertelstunde zu überbringen und zu sagen, daß eine vom Schiffe abfahrende Dame es ihm zur Besorgung zurückgelassen.

Joseph kam jetzt zu Felix; Beide standen vor der Cabine, worin Lori eingeschlossen war, und, das Gesicht an den Vorhang des kleinen Fensters gedrückt, konnte die Unglückliche Beide sehen und verstehen.

„Wie geht es Ihnen, Huber?“ frug Felix, „thun Ihnen die Wellen nichts?“

Huber schüttelte den Kopf, dann sagte er spöttisch: „Wenn ich nur seekrank würde, das wäre doch einmal eine Veränderung in meinem Elende!“

Paul kam jetzt wieder vorüber und sah sich nach allen Seiten um. Doch mochte er wohl denken, Lori könne in die Damencajüte gegangen sein, und so nahm er in der Nähe der beiden jungen Männer auf einem Feldstuhle Platz und rauchte ruhig seine Cigarre. Felix konnte ihn nicht ohne tiefes Mitleid betrachten; dies heitere Antlitz, von dem er wußte, daß es in einigen Minuten unfehlbar von tiefem Schmerz entstellt sein werde.

Als Felix den Schiffsjungen mit dem Billet von Weitem kommen sah, klopfte ihm das Herz, als sei er selbst allein am Kummer schuld, den der junge Mann empfinden sollte.

Paul nahm betroffen das Billet; als er die Adresse, mit Bleistift von Lori's Hand geschrieben, sah, erschrak er, aber er frug den Jungen nichts und dieser entfernte sich schweigend.

Das Billet, das Paul rasch von einander riß, enthielt die wenigen Zeilen:

„Noch zu rechter Zeit, lieber Paul, kommt mir die klare Einsicht, daß Du eine bessere Frau verdienst, als ich bin! Ich tauge zu weiter Nichts, als einem Unglücklichen, der mich in seinem Glücke geliebt hat, der Trost zu sein, der ich ganz allein ihm sein kann! Vergiß mich! — Du hättest mich nie treffen sollen! Der Himmel segne Dein gutes, edles Herz und mache Dich durch eine Andere glücklich!"

Paul wurde todtenblaß, Lori sah aus ihrem Versteck, wie er aufsprang und den Schiffsjungen suchte, der ihm die Unglückszeilen überbracht hatte.

Herrn das Billet in einer Viertelstunde zu überbringen und zu sagen, daß eine vom Schiffe abfahrende Dame es ihm zur Besorgung zurückgelassen.

Joseph kam jetzt zu Felix; Beide standen vor der Cabine, worin Lori eingeschlossen war, und, das Gesicht an den Vorhang des kleinen Fensters gedrückt, konnte die Unglückliche Beide sehen und verstehen.

„Wie geht es Ihnen, Huber?“ frug Felix, „thun Ihnen die Wellen nichts?“

Huber schüttelte den Kopf, dann sagte er spöttisch: „Wenn ich nur seekrank würde, das wäre doch einmal eine Veränderung in meinem Elende!“

Paul kam jetzt wieder vorüber und sah sich nach allen Seiten um. Doch mochte er wohl denken, Lori könne in die Damencajüte gegangen sein, und so nahm er in der Nähe der beiden jungen Männer auf einem Feldstuhle Platz und rauchte ruhig seine Cigarre. Felix konnte ihn nicht ohne tiefes Mitleid betrachten; dies heitere Antlitz, von dem er wußte, daß es in einigen Minuten unfehlbar von tiefem Schmerz entstellt sein werde.

Als Felix den Schiffsjungen mit dem Billet von Weitem kommen sah, klopfte ihm das Herz, als sei er selbst allein am Kummer schuld, den der junge Mann empfinden sollte.

Paul nahm betroffen das Billet; als er die Adresse, mit Bleistift von Lori's Hand geschrieben, sah, erschrak er, aber er frug den Jungen nichts und dieser entfernte sich schweigend.

Das Billet, das Paul rasch von einander riß, enthielt die wenigen Zeilen:

„Noch zu rechter Zeit, lieber Paul, kommt mir die klare Einsicht, daß Du eine bessere Frau verdienst, als ich bin! Ich tauge zu weiter Nichts, als einem Unglücklichen, der mich in seinem Glücke geliebt hat, der Trost zu sein, der ich ganz allein ihm sein kann! Vergiß mich! — Du hättest mich nie treffen sollen! Der Himmel segne Dein gutes, edles Herz und mache Dich durch eine Andere glücklich!“

Paul wurde todtenblaß, Lori sah aus ihrem Versteck, wie er aufsprang und den Schiffsjungen suchte, der ihm die Unglückszeilen überbracht hatte.

Währenddeß durchschnitt der Lombardo mit kühnem Schaufeln die himmelblaue Bahn; ruhig und stolz lag das Meer und ruhig und stolz glitt er darüber hin und kümmerte sich wenig um die gebrochenen Herzen, die er am Bord mit sich führte.

Felix suchte, als es anfing zu dämmern, die große Cajüte auf; Männer und Frauen saßen da in buntem Gemisch, und er nahm mit Huber, der ihm, wie sein Schatten, überall hin folgte, nahe am Eingange Platz, ohne die Gesellschaft viel zu mustern, denn die Begegnung mit Lori hatte ihn tief verstimmt und erfüllte ihn mit Sorgen. Er überlegte, daß er mit dem Capitän reden müsse, mit den Kellnern, daß sie Essen dahin brächten, und daß er auch Huber sagen müsse, er habe seine Cabine an eine kranke Dame abgetreten.

Endlich erhob er sich wieder; Joseph, ebenfalls aufstehend, frug: „Wollen Sie hinaufgehen?“

„Ja!“ antwortete er ungeduldig, „doch bleiben Sie hier, ich habe oben mit Jemanden zu sprechen.“

Joseph setzte sich wieder; Felix ging hinauf, um Alles, was Lori bedurfte, zu besorgen; doch kaum

hatte er einen Kellner angeredet, als er sich am Arme gezupft fühlte und beim Umblicken Huber wieder neben sich stehen sah.

„Ich habe Sie doch ausdrücklich gebeten, mich endlich einen Augenblick in Ruhe zu lassen!“ sagte er jetzt ernstlich böse.

Joseph, ohne im Mindesten gereizt zu werden, denn er schien alle Spannkraft verloren zu haben, sagte trotzdem ganz freundlich: „Ich komme nur, um Sie zu benachrichtigen, daß sich unten eine gute Bekannte von Ihnen befindet. Die Gräfin von Waterford aus Frankfurt.“

„Dina, Dina unten? Es ist nicht möglich!“ rief nun Felix in so großer Aufregung, daß es selbst den geblendeten Augen des armen Joseph auffiel.

„Kommen Sie nur mit und sehen Sie selbst!“

Felix schob Joseph auf die Seite und stürzte die kleine, gewundene Schiffstreppe hinab.

Als er über die Schwelle des Salons trat, stand sie vor ihm, im ganzen Glanze ihrer Schönheit, — zitternd, erröthend und erbleichend.

„Ist es möglich! Sie hier?" rief er in heller Freude, und Dina wurde so gerührt von diesem rückhaltlosen Jubel, daß sie kaum ihre Thränen verbergen konnte.

„Wohin gehen Sie?" frug er, an ihrer Seite Platz nehmend.

„Nach Rom, mit meiner kleinen Pathe hier, die Sie ja schon einmal in Frankfurt bei mir getroffen haben. Sie wissen, ich will ein neues Leben anfangen, aber zuerst mein altes Leben mit der Erfüllung eines Lieblingswunsches beschließen, einer Reise nach Rom, nach Neapel."

„Man kann nirgends ein neues Leben besser anfangen, als in Rom, ja man thut das dort unbewußt, wenn man nicht ein rettungslos verkommener Philister ist, und das ist ja die glorreichste Seite Ihres Geschlechts, daß es keine Philister unter Ihnen giebt!"

„O doch!" sagte Dina lachend, „die Frauen, von deren verwaschenem, verbügeltem und verkochtem Leben Jean Paul spricht, das sind ächte Angehörige des Geschlechts, welches leider nicht

ganz und gar von Simson unter dem Schutt des Tempels begraben wurde! Wohin reisen Sie denn jetzt?"

„Nach Rom, um mir den dritten Orden zu holen!" sagte Felix mit unaussprechlich bitterer, aber nur ihm selbst verständlicher Ironie.

Dina frug nicht weiter, denn sie bemerkte eben Huber, der sich bisher in bescheidener Entfernung gehalten und begrüßte ihn so freundlich, wie sie es früher nie gethan. Sie hatte in Frankfurt am Tage ihrer Abreise von seinem Verluste gehört, ahnte aber Nichts von dem schrecklichen Einfluß, den das Unglück auf seinen Geist geübt, und konnte das auch jetzt nicht bemerken, denn als sie den Aermsten so freundlich bewillkommnete, thaute er förmlich an den warmen Strahlen ihrer Augen auf und benahm sich vollkommen so, wie es passend war. Er beantwortete ihre Fragen ruhig und bescheiden, und die ängstliche, melancholisch-scheue Miene, mit welcher er sonst dazusitzen pflegte, ließ sich diesen ganzen Abend nicht wieder bemerken. Es war offenbar, er nahm sich zusammen, und als Dina sich bald

zurückzog, frug er Felix ganz stolz: „Heute Abend waren Sie doch mit mir zufrieden?“

Felix drückte ihm wehmüthig die Hand; er dachte an die arme Lori, die um dieses Menschen willen ein heitres und glückliches Loos von sich gestoßen!

Paul bekam er erst spät wieder zu Gesichte. Als beinahe alle Männer sich schon in ihren schmalen und niedern Betten, unter Fluchen und Schelten und Aechzen und Stöhnen, es möglichst bequem gemacht, sah er Paul's hohe Gestalt gebückt durch die niedere Thüre eintreten.

Sein Haar hing ihm über die Augen und die Blässe seiner Wangen war zum Erschrecken. Er blieb nicht im Saale. Nachdem er aus einem kleinen Necessaire, das vor seiner Schlafstelle lag, eine in dunklen Saffian gebundene Brieftasche genommen, stieg er wieder langsam und wortlos auf's Verdeck, um da oben vom Winde, der sich ziemlich stark erhoben, den Sturm in seiner starken Brust übertäuben zu lassen. Hätte Lori ihn diese Nacht gesehen, wie seine große, sonst so aufrechte Gestalt über Bord sich beugte, und Thräne um Thräne im Schutze der

dunklen Nacht sich zu den salzigen Wellen da unten mischte, sie hätte es nicht in ihrer engen Kammer ausgehalten und wäre zu ihm gestürzt und hätte seine Kniee umklammert und ihm Alles gestanden und ihr Schicksal in seine Hände gelegt.

Als aber der Morgen heraufkam und sie ihn von ihrem Fenster aus wieder auf- und niederwandeln sehen konnte auf dem Verdeck, hatte sich der Sturm in seinem Innern gelegt.

Ein Gemüth, wie das des jungen Paul, kämpft seine starken Schmerzen rasch darnieder, nur weichliche Menschen finden in der Verlängerung des Grames um unersetzlich Verlornes (und das war ihm Lori, da sie ihm schrieb, daß sie sich von nun an einem Andern weihe) eine Genugthuung.

Vierzehntes Kapitel.

Ueberall Sturm.

Als Marie am ersten Morgen auf dem Schiffe die Augen aufschlug, sah sie sich mit Verwunderung in dem Gemache um. Die erste Damencajüte ge-

währte einen komischen Anblick, — die Wände, nichts als Betten, immer drei übereinander und in jedem dieser Betten eine verschieden costümirte und drapirte Gestalt. Auf den Tischen und Divans lagen in bunter Unordnung die Garderobestücke der achtzehn Damen, die hier übernachtet, und als eine nach der andern in dem Schlafrock oder Ueberwurfe, Mantel oder Kassaweika, alle Damentrachten waren vertreten, sich aufrichten wollte und nicht konnte und jammernd zurücksank, mußte die junge Frankfurterin das Lachen verbeißen, bis es ihr selbst eben so ging.

In der Nacht hatte sich nämlich ein ziemlich starker Sturm erhoben, der alle Damen in tiefen Schlaf geschaukelt, aber zugleich sie gerüttelt, bis sie, ohne es zu ahnen, alle steife Glieder davongetragen.

Eine unternehmende Pariserin war die Erste, welche die Macht über ihren widerspenstigen Rücken wiederfand. Die übrigen Damen folgten, je nach der Stärke ihrer Willenskraft. Die Toilette ging sehr langsam von Statten, denn da das Schiff noch

heftig schaukelte, war es höchst mühsam, sich auf den Füßen zu erhalten, — die Meisten gaben es ganz auf, denn sie wurden darüber seekrank und krochen wimmernd zurück in ihre schmalen Betten.

Marie und Lieschen aber, Eine auf die Andere gestützt, erstiegen siegreich die Treppe, und oben, wo die frische Meeresluft ihnen entgegen wehte, fühlten sie sich bereits wie halb genesen.

Aus ihrer Cajüte trat Dina ihnen strahlend entgegen, — sie fühlte kein Leid, keinen Schmerz und ihr heiterer Muth beschämte die beiden jungen, kleinlauten Mädchen.

Felix hatte Paul am Morgen angeredet, um durch offenes Entgegenkommen jeden aufsteigenden Verdacht wegen seiner Mitwirkung bei Lori's Verschwinden im Keime zu ersticken, und war auch herzlich und offen, wie es in der Weise des jungen Mannes lag, von ihm begrüßt worden.

Bei dem Frühstück stellte Felix der Gräfin und Marie den jungen Rheinländer vor; der gute Tact des jungen Mannes war ihm Bürge, daß er selbst der vornehmen Dame gegenüber sich richtig zu be-

nehmen wissen werde, und er hoffte ihn durch die Bekanntschaft dieser anmuthigen Frauen für die Vereinsamung zu entschädigen, zu welcher er selbst, wenn auch gegen seinen Willen, beigetragen, und ihn von den traurigen Gedanken an Lori zu zerstreuen.

Nach dem Frühstück, dessen Ende übrigens die wenigsten Damen erlebten, da der Sturm nicht nachließ und Eine nach der Andern seekrank wurde, blieb Felix mit der einzig verschonten Dina allein und unterhielt sich mit so ungestörtem Vergnügen, wie lange nicht, mit ihr, während Paul die kaum ihm bekannt gewordene Marie in ihrer Hülflosigkeit auf das Verdeck brachte, und Joseph das wirklich plötzlich todtkranke Lieschen von einer Stelle zur andern geleitete, da sie immer meinte, anderswo sei es besser, und überall sich doch nur immer übler und übler befand.

Welche Freude hatte das arme, blasse Lieschen gehabt, seinen Wohlthäter hier wieder zu finden, der es ihr jetzt in den Qualen der Seekrankheit zum zweiten Male wurde.

Was aber mußte Lori empfinden, als sie von ihrem Fenster aus die drei jungen Männer so beschäftigt sah! Felix führte Dina in heiterm Gespräche auf den schwankenden Brettern auf und ab. Paul hatte Mariechen auf Stühle und Mäntel gebettet und hatte sich ihr zu Füßen ausgestreckt und hielt ihren Schirm, während Huber mit Lieschen die Bank unmittelbar vor Lori's Cabine eingenommen hatte. Mit dem Arme das leidende Geschöpf stützend, dessen bleiches Haupt mit geschlossenen Augen an seiner Schulter ruhte, saß er geduldig Stunde um Stunde.

Am Abend legte das Schiff vor dem unvergleichlichen Genua an. Als es in den Hafen einlief, den auf grünen Hügeln die città superba umschließt, sagte Dina zu Felix:

„Jedesmal, wenn ich solch eine Stadt der Schönheit sehe, frage ich mich mit Verwunderung: Warum wohnt hier nicht alle Welt?“

„Weil,“ sagte Felix lächelnd, „Niemand thut, was gut ist und Niemand liebt, was schön ist, — es ist immer etwas Anderes dabei, was den Men-

nehmen wissen werde, und er hoffte ihn
Bekanntschaft dieser anmuthigen Frau-
Vereinsamung zu entschädigen, zu w
wenn auch gegen seinen Willen,
ihn von den traurigen Gedank
streuen.

Nach dem Frühstück,
wenigsten Damen erlebter
ließ und Eine nach … onheit,
blieb Felix mit der … wie ich."
und unterhielt sich … it einer gewissen
wie lange nicht … ht mehr dazu, zu den
ihm bekannt
auf das Ve … ge an, dann sagte sie bit-
plötzlich t … wahrhaftig ein Hofmeister ver-
andern
es be … nen eine Königin!" sagte nun wie-
üble … ix, indem er sich vor ihr verbeugte.
… ollte von etwas Anderm reden und sagte
… Wissen Sie, Herr von Walram, daß ich diese
… mich ordentlich gefürchtet habe? Ich hatte eine
… barin, die unaufhörlich weinte und schluchzte."

…t die Seekrankheit!“ sagte Felix etwas
…ina nicht entging.
…war Kummer, Nichts als Kum-
…, wer die Dame ist? Die
…ben heute den ganzen

…Felix gequält und
…, daß er, da er mit der
…Nacht in Genua zubringen
…benachrichtigen mußte.
…n seinen Bekannten Niemand in der
…, schlüpfte er schnell in die Cabine. Lori
… stummer Verzweiflung da.

„Haben Sie's gesehen?“ frug sie bitter, „Paul hat mich schon vergessen! Mit dem jungen Dinge ist er den ganzen Tag herumgezogen und hat sie geführt, getragen und gehütet, und es sind kaum vier und zwanzig Stunden, daß er noch mein Bräutigam war!“

„Das müssen Sie nicht so ernsthaft nehmen, liebe Lori! Das Kind war sehr krank und hatte Niemand, der sich seiner annahm. Die Seekrank-

schen anzieht, während er glaubt, nur diesen beiden Mächten zu opfern."

„Ich liebe das Schöne mit Inbrunst!" sagte Dina warm.

„Auch ich!" sagte Felix.

Dina schüttelte den Kopf und sagte, indem sie in ihren alten Fehler, die Coquetterie, zurückfiel: „Sie sind viel zu vernünftig, zu tugendhaft, zu überlegt, um sich um etwas so Unnützes, wie die Schönheit, zu kümmern, das thun so unnütze Leute wie ich."

„Ich glaubte," sagte Felix mit einer gewissen Härte, „Sie rechneten sich nicht mehr dazu, zu den unnützen Leuten!"

Dina sah ihn lange an, dann sagte sie bitter: „An Ihnen ist wahrhaftig ein Hofmeister verdorben."

„Und an Ihnen eine Königin!" sagte nun wieder heiter Felix, indem er sich vor ihr verbeugte.

Sie wollte von etwas Anderm reden und sagte nun: „Wissen Sie, Herr von Walram, daß ich diese Nacht mich ordentlich gefürchtet habe? Ich hatte eine Nachbarin, die unaufhörlich weinte und schluchzte."

„Vielleicht die Seekrankheit!“ sagte Felix etwas verlegen, was Dina nicht entging.

„Nein, nein, es war Kummer, Nichts als Kummer. Wissen Sie nicht, wer die Dame ist? Die Thüre und das Fenster blieben heute den ganzen Tag geschlossen.“

„Ich weiß es nicht!“ sagte Felix gequält und ging weg, denn ihm fiel ein, daß er, da er mit der übrigen Gesellschaft die Nacht in Genua zubringen wollte, Lori davon benachrichtigen mußte.

Als er von seinen Bekannten Niemand in der Nähe sah, schlüpfte er schnell in die Cabine. Lori saß in stummer Verzweiflung da.

„Haben Sie's gesehen?“ frug sie bitter, „Paul hat mich schon vergessen! Mit dem jungen Dinge ist er den ganzen Tag herumgezogen und hat sie geführt, getragen und gehütet, und es sind kaum vier und zwanzig Stunden, daß er noch mein Bräutigam war!“

„Das müssen Sie nicht so ernsthaft nehmen, liebe Lori! Das Kind war sehr krank und hatte Niemand, der sich seiner annahm. Die Seekrank-

heit macht schneller mit einander bekannt, als ein Jahr gewöhnlichen Umgangs."

„Das sehe ich! Denn auch Joseph, um dessentwillen ich dieses Opfer gebracht habe, hat sich mit der Elenden, die mich verrathen hat, auf das Innigste zusammengeschlossen. Er, der ehemals so hochmüthige Mann, ... mit einer Kammerjungfer!"

„Lieschen ist nicht, wofür Sie sie halten. Sie wissen, daß Huber sie schon früher kannte und schon in Frankfurt ihr Wohlthäter war. Uebrigens hat Lieschen Sie nicht verrathen, im Gegentheil sich für Sie aufgeopfert. Das werde ich Ihnen einmal später erzählen. Aber jetzt komme ich, um Sie zu fragen, ob Sie, da wir Alle für die Nacht und einen halben Tag das Schiff verlassen, darauf bleiben wollen, oder ob ich Ihnen in der Dämmerung eine Barke schicken soll, welche Sie an's Land bringt?"

„Was hülfe es mir," sagte Lori bitter, „ich müßte mich dort ja auch einschließen! Nein, ich will hier bleiben; wenn Ihr alle fort seid, kann ich hier frei herumgehen."

„Das können Sie! So leben Sie wohl bis morgen!“

Lori sagte trotzig, ohne ihn anzusehen: „Leben Sie wohl!“

Als Felix heraustrat, stand er vor Dina.

„Ich meinte,“ sagte sie sehr spöttisch, „Sie wüßten nicht, wer in der Cabine sei?“

„Der Capitän hat mich gebeten, da er kein Englisch spricht, die kranke Dame zu fragen, ob sie auf dem Schiffe bleiben will.“

„Ist die „kranke Dame“ jung?“ frug Dina noch immer in demselben Tone.

„Ich habe das nicht bemerkt, sie war so eingehüllt.“ —

„Warum schickt denn der Capitän nicht den Kellner, der vortrefflich englisch spricht?“

Felix zuckte die Achseln. Glücklicherweise hielt das Boot an der Seite des Schiffes und die ganze Gesellschaft wurde aufgefordert, hineinzusteigen.

In Genua wies man unseren Reisenden ein ächt italienisches Wirthshaus an, d. h. einen ehemaligen Palast, worin auch noch die Einrichtung

und Möbel aus der Zeit seines Glanzes sich befanden. In den unendlich hohen Zimmern Damastvorhänge, von Herzogskronen gehalten, und Herzogskronen über den Betten, in denen jetzt meistens englische Plebejer, französische Handlungsreisende oder halbwilde Russen schliefen. Welch ein Contrast zu den edlen Bewohnern von Einst, jenen königlichen Edelleuten von Genua!

„Genua trägt vor allen großen Städten den Stempel des Vornehmen und Romantischen,“ sagte Felix zu Dina, als sie am folgenden Morgen die Runde in den merkwürdigsten Palästen machten.

Diese weißen Marmorpalais, mit den Cypressenwäldchen und Springbrunnen dahinter, in die man aus den rückwärtsgelegenen Zimmern des ersten Stockes tritt, da Genua meistens hügeligtes Terrain hat, die vergoldeten Säle, mit unschätzbaren Gemälden geziert, die zu erhalten der höchste Stolz dieser alten und edlen Familien ist, — in welch Entzücken versetzte das Alles die schönheitdurstige Dina, — und dazu an *seinem* Arme gesehen; sie hatte die Ueberzeugung, heute den glücklichsten Tag ihres Le-

bens zu feiern. Und vielleicht war dem auch so, denn das Glück kann sich ja nur in dem Maße geltend machen, als man für das Glück empfänglich ist.

Auch Felix, der schon vor mehreren Jahren in Genua gewesen, erschien heute Alles ganz anders, — es war ihm, als sei die Sonne über Genua aufgegangen.

Mariechen hatte zuweilen vor Freude über die unvergleichliche Natur und die erhabenen Kunstdenkmäler und den Zauber der großen Erinnerungen, die an jedem Steine Genua's haften, die hellen Thränen in den Augen, und ihr frisch aufjauchzendes Entzücken weckte in der Brust ihres Begleiters, des ehrlichen Paul, verwandte Klänge. Genua wurde an dem einen, einzigen Tage für sein verdüstertes Gemüth die klare Fluth, woraus es schlacken- und kummerfrei sich erhob. Die dunkeln Zauberbande, die Lori um ihn geschlungen, fielen vor dem hellen Zauber der italienischen und einer reinen deutschen Natur, — Mariechen war die gute Fee, die ihren ehrlichen Landsmann befreite, aber ihr einziger

Zauber war ihre Unschuld, — und es ist ja von Alters her bei allen Verzauberungen die rührende und schöne Regel, daß nur eine unschuldige Jungfrau oder ein reiner Jüngling die bösen Geister bannen kann.

Auch in Genua, wie auf dem Schiffe, sorgte Joseph Huber nur für Lieschen und zeigte und erklärte ihr mit der größten Geduld Alles, — der Contrast zwischen ihren Kenntnissen war übrigens nicht so groß, wie man es von dem Neffen eines reichen Banquiers und der Tochter einer armen Näherin hätte erwarten sollen. — Der gute Joseph wußte nicht viel, und Lieschen im Gegentheil hatte Kenntnisse gesammelt, wo es sich thun ließ, und wußte unendlich viel mehr, als die Meisten ihres Standes.

Nach einem heitern Mahle, wobei Felix, Paul, Joseph und Maria Dina's Gäste waren, brach man auf, um dem „Lombardo“ wieder zuzuschiffen. Dina und Maria in der heitersten Laune der Welt, Felix und Paul etwas gedrückt. Felix war der Lombardo durch Lori's verschleierte Gegenwart und die Lügen,

in die sie ihn dort verwickelt, unheimlich geworden; Paul, weil dort der Schauplatz der Katastrophe war, welche ihn noch die vorige Nacht hindurch so unglücklich gemacht hatte. Als sie das Schiff bestiegen und es die Anker bei dem letzten Glühen der Sonne gelichtet, stand Felix mit Paul im Gespräche vor Lori's Cabine. Da hörte er klopfen und wurde verlegen.

Paul sagte ruhig einem vorübergehenden Kellner, die kranke Dame klopfe, er möge nachsehen.

Der Kellner lächelte spöttisch und ging hinein, kam aber gleich wieder heraus und sagte zu Felix: „Die Dame wünscht Sie zu sprechen.“

Felix ging, während Paul mit einem verwunderten Gesichte ihm nachsah.

„Aber Lori!“ rief Walram, sorgfältig die Thüre hinter sich schließend: „Wie können Sie mich so compromittiren! — Ich sprach ja gerade mit Paul!“

„Niemand kümmert sich um mich!“ sagte trotzig die Wienerin. „Mir ist jetzt Alles einerlei. Mein Edelmuth ist an Euch verschleudert, wie das Gold an die Krähen!“

„Aber, liebe Lori, ich habe Ihren Edelmuth für meine Person nie in Anspruch genommen!“

Lori sagte Nichts auf diese milde Zurechtweisung, und es schien wirklich, als habe sie ganz vergessen, daß Felix ihr ein Opfer gebracht, indem er ihr seine Cabine abgetreten und sich um ihretwillen in ein vollständiges Lügensystem seinen Freunden gegenüber verwickelt hatte.

„Wünschen Sie Etwas, Lori?“

Statt aller Antwort brach das Mädchen in Thränen aus.

„Ich bin ein unglückliches Geschöpf! Aller Welt zur Last, von Niemandem, gar Niemandem auf Erden geliebt!“

Felix war hier mit all seiner Ruhe und Sicherheit zu Ende, diesem leidenschaftlichen Weibe gegenüber; er wußte in aller Welt nicht, was er thun solle, und zum ersten Male jetzt dämmerte ihm die Einsicht, daß sie ihn liebe, ja schon in Frankfurt geliebt habe, auf.

Gewöhnliche Männer macht solch eine Entdeckung bei einem ungeliebten Mädchen hart, edle

aber weich und mitleidig. Er fühlte wie ein Unrecht gegen sie.

„Nun, Baron Felix, können Sie mir gar Nichts zum Troste sagen? Erzählen Sie mir wenigstens, was Sie am Lande getrieben.“

„Die Gräfin —“

„Ich will von der Gräfin Nichts wissen! Nichts von der Gräfin, Nichts von der blonden Kleinen und noch weniger von dem bleichen Scheusal, das mich verrathen hat.“

„Ich habe Ihnen schon ein Mal gesagt, daß Sie Lieschen Unrecht thun. Von wem soll ich denn erzählen?“

„Von Ihnen, von Paul, von Joseph!“

„Von welchem am Meisten?“ frug mit einem Humor, der ihm sonst fremd war, der Liefländer.

Lori bedachte sich eine Weile, und sagte dann, ihn voll ansehend: „Von Ihnen!“

„Weshalb? Ich stehe Ihnen doch am Fernsten, Lori!“

Ohne den Ernst, mit dem er diese Worte sprach, zu beachten, fuhr Lori fort:

„Ja, von Ihnen, denn Sie sind der Einzige, von dem ich noch Etwas in der Zukunft hoffe. Joseph, der mich elend gemacht und den ich jetzt im Unglück stützen wollte, verliebt sich am ersten Tage in die erste Kammerjungfer. Paul — Paul ist mir langweilig. Er hat mich vom ersten Augenblick angebetet, wie eine Heilige, und geliebt, wie ein Kind, aber ein Mann, der mich vom ersten Augenblick an vergöttert, den liebe ich nicht!"

„Sie sind also eine Coquette?"

„Nein, aber ein Mädchen, das einen Mann lieben möchte, den es nicht übersieht!"

„Wir Männer sind alle dumm!" sagte Felix mit heiterem Lachen, indem ihm immer klarer wurde, was der Beweggrund von Lori's ganzem Handeln war.

Als er endlich von Lori sich losmachte und ging, bemerkte er wieder Dina, that aber nicht, als ob er sie sehe, während Paul ihn frug: „Wer hat Sie denn rufen lassen?"

„Eine kranke Dame, welcher ich diese Cabine abgetreten habe."

Am andern Tage war Livorno erreicht. Wieder, während der Lombardo Waaren aus- und einschiffte, bestiegen die meisten Passagiere eine Barke und segelten nach der berühmten Hafenstadt, wo es aber wenig zu sehen gab: Grade, schmutzige Straßen, unendlich viel Juden, deren Synagoge auch das einzige Gebäude war, von dem man Felix versicherte, daß es der Mühe werth sei, es zu besuchen, und Bettler. Schon nach ein paar Stunden wurde also der Lombardo wieder aufgesucht, der auch alsbald seine Schaufeln in Bewegung setzte.

Je weiter die Reise vorschritt, desto mehr wurde Dina's Stimmung gedrückt. So gerne Felix bei ihr weilte, so klar wurde es ihr doch, daß er noch immer nicht ganz in ihren Fesseln war. Eines Morgens sagte er ihr sogar:

„Ich wollte ursprünglich die Reise bis Neapel ausdehnen, aber ich werde jetzt schon in Civita Vecchia das Schiff verlassen, da Paul so gut sein will, sich Huber's anzunehmen, der ohnedem jetzt wieder beinahe selbständig ist. Paul hat mir versprochen, daß er zu Joseph's Tante gehen und sie

auf ihres Neffen Ankunft vorbereiten will. Ist sie und ihr Mann hartherzig gegen ihn und wollen ihn nicht bei sich aufnehmen, dann bleibt freilich nichts Anderes übrig, als daß er zu mir nach Rom kommt."

Dina, die Anfangs nur bis Rom gehen wollte, und sich auf Felix' Zureden entschlossen hatte, erst Neapel zu sehen, konnte nun doch nicht um seinetwillen ihren Plan nochmals ändern, dazu war sie zu stolz. Aber unbeschreiblich verletzte und kränkte sie, daß er sie jetzt so allein weiter reisen ließ und sich eher von ihr trennte, als es nöthig war.

„Ich werde wohl noch das Glück haben, Sie in Rom zu sehen, Frau Gräfin?" frug er.

„Schwerlich werden wir uns in Rom sehen, denn ich gehe vielleicht bis Messina!"

„Mir liegt jetzt nichts Anderes im Sinne als Rom und die Zwecke, die ich dort verfolgen will. Mir brennt der Boden unter den Füßen, bis ich dort bin, — es ist meine letzte Hoffnung!"

Eines lag Felix schwer auf der Seele: was er mit Lori beginnen sollte. Er mußte sie fragen, ob

sie in Rom aussteigen, oder bis Neapel fahren und dort sich Joseph zu erkennen geben wollte.

Stolz entgegnete sie: „Ich werde in Neapel aussteigen und dort von meiner Hände Arbeit mich ernähren; ich habe Putzmachen gelernt.“

„Wie Sie wollen, Lori! Werden Sie sich denn dem armen Joseph gar nicht zeigen? Denn Sie thun ihm unrecht, er liebt Sie immer noch.“

„Wir werden das sehen!“

Und damit war die Unterhaltung zu Ende. Kalt war Lori's Lebewohl, doch Felix konnte nicht ohne tiefe Besorgniß sie verlassen, — sein einziger Trost für das launige Wesen war die Kraft ihrer Seele, er dachte, nur Schwachsinnige könnten untergehen.

Civita-Vecchia tauchte schon von ferne auf, da kam Paul, Marien am Arme, langsam daher gewandelt und blieb vor Lori's halbgeöffnetem Fenster stehen.

„Bald steigen Sie auch vom Schiff und ich muß weiter nach Messina,“ sagte er traurig zu dem Mädchen, „und Sie werden nicht mehr an den Reisegefährten denken, der Ihrer Bekanntschaft doch so

viel Freude und einen Trost verdankt, von dem Sie Nichts ahnen!"

„Ich werde Sie gewiß nicht vergessen!" sagte Marie herzlich und reichte ihm die Hand.

Sie standen in der Ecke, welche die Cabine, worin Lori sich befand, bildete; Niemand, als die Bewohnerin dieser Cabine, konnte ihre Züge sehen, ihre Worte hören.

Paul nahm Mariens dargebotene Hand, führte sie an die Lippen und sagte weich: „Gott segne Sie dafür!"

Ein alter Schriftsteller sagt: „Frauen sind immer Engel, oder Teufel!" In Lori war etwas Dämonisches. — Dieser Zug trieb sie auch jetzt. Weit riß sie das Fenster auf, zeigte dem tödtlich erschrockenen Paul, der ein Gespenst zu sehen glaubte, ihr hohnlachendes Gesicht und rief ihm gellend in die Ohren: „Ich gratulire!" Dann schlug sie das Fenster wieder zu.

Paul stand einen Augenblick wie geblendet. Dann, mit dem Ausrufe: „Teufel! Er soll mir's büßen!" stürzte er fort von der entsetzten Marie.

Am andern Ende des Schiffes stand Felix mit Dina. Auf ihn stürzte der wüthende Paul, dem zu beiden Seiten Alles auswich, als er in seinem Zorn daherschoß. Felix hatte den Kopf nach dem Meere gewandt und sah ihn nicht kommen, und ehe er noch eine Hand heben konnte, hatte Paul ihn mit dem Ausrufe: „Elender Verführer! Erbärmlicher Lügner!" an der Brust gepackt und rücklings über Bord geschleudert.

Dina sah, wie die weißgepeitschten Wellen über ihm zusammenschlugen, sie wandte sich um Hülfe — regungslos standen Alle, — ihr zunächst Stanislaus, Felix' getreuer Diener. Den faßte sie am Arme, und in die Fluth deutend, rief sie: „Ihr Herr!" Und als mahne ihn der Engel Gottes, so augenblicklich folgte der muthige Mann dem Rufe und sprang in's Wasser — zu seinem Herrn.

Nun gerieth Alles in Bewegung. Die Matrosen kamen mit Tauen herangestürzt, das kleine Boot wurde gelös't und zwei Leute sprangen hinein.

Da erscholl ein Jubelruf, denn hinter dem Schiffe, da, wo es seine weißen Furchen zurückge-

lassen, sah man den treuen Diener mit einem Arm rudern, in dem andern hielt er den leblosen Felix.

Pfeilschnell schoß das Boot zu dem erschöpften Manne, der, als er seinen Herrn auf dem Grunde des Bootes niedergelegt, halb leblos neben ihn sank.

Auch auf dem Schiffe gab es Ohnmachten; Dina wurde von ihrem alten Philipp ohnmächtig in ihre Cabine getragen.

Felix kam nicht wieder auf's Schiff, denn als sein Diener sich etwas gefaßt, gebot er den Matrosen, schnell an's Land zu rudern, das jetzt beinahe eben so nahe wie der Lombardo war. Er bedachte, daß für seinen geliebten Herrn, der kein Lebenszeichen von sich gab, doch auf jeden Fall in Civita Vecchia's bestem Gasthofe mehr gethan werden konnte, als auf dem Schiffe.

Tragikomisch war, daß die Hafenpolizei den leblosen Körper nicht einlassen wollte, weil er ohne Paß war; nur die Versicherung eines der Bootsmänner, daß der Ertrunkene ein principe russiano

sei, bewog den Commissär, bis zum Abende Geduld zu haben mit dem Paß, wo Stanislaus heilig versprach ihn abzuliefern.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Büßende.

In einem wohldurchheizten Zimmer des Albergo dell' Europa in Civita Vecchia lag, umgeben von Aerzten und Dienern, der bleiche Felix, — noch immer kein Lebenszeichen von sich gebend.

Der Lombardo war nach kurzem Halt weiter gesegelt, und Stanislaus, als er seines Herrn Effecten holen ging und ihn unter der Obhut des Arztes zurückließ, konnte Dina auch noch keine beruhigende Nachricht mitgeben. Paul saß in dumpfem Brüten da. Als er Felix in das Meer gestürzt, war er zu Lori geeilt und hatte ihr triumphirend den Tod ihres Geliebten verkündigt, aber mit einem Schreckensrufe war sie aus der Cabine gestürzt, und sobald der Lombardo die Anker senkte, war sie die

Schiffstreppe hinabgeflogen in das Boot, das einige Passagiere nach dem Lande brachte.

Und so fuhren denn Paul und Dina und selbst Joseph mit der Ueberzeugung von Felix' Schuld weiter nach Neapel.

Paul's That hatte für ihn keine weiteren üblen Folgen. Es wurde stillschweigend als ein unglücklicher Zufall angenommen, daß Felix über Bord gestürzt, der Capitän inquirirte nicht und die Polizei erfuhr Nichts davon.

Als der Abend sich niedersenkte, schlich eine kleine, bleiche Gestalt sich in das Zimmer des kranken Liefländers und kniete neben seinem Bett und bohrte die großen, dunkeln Augen wie ein Gespenst in die Züge des Ertrunkenen, der in heiße Decken gehüllt war, und von dem weiter Nichts sichtbar geblieben, als das bleiche Gesicht.

Der Arzt befreite seine Hand und fühlte den Puls. — Nach einer langen Pause sagte er endlich: „Respira! Er athmet!"

Da liefen dem braunen Stanislaus die Thränen über die Wangen, und jetzt hörte er ein

leises Schluchzen und bemerkte erst die Gestalt am Bette.

„Wer sind Sie?“ frug er auf Französisch.

Das Weib aber sagte mit tiefer Stimme: „Seine Mörderin, wenn er nicht erwacht!“

Stanislaus, der sie nicht kannte, hielt sie für verrückt und bat leise die Leute aus dem Hause, sie zu entfernen; aber Lori, denn sie war es, bemerkte das, stand auf und ging zu Stanislaus.

„Lasse mich nicht verjagen, ich gebe mir augenblicklich den Tod, wenn ich das Zimmer verlassen muß, — denn ich bin die Ursache, daß Paul Philipps Deinen Herrn in's Wasser stieß. Hat Dir Niemand von Lori gesprochen?“

„Doch! Ich hörte meinen Herrn und besonders Herrn Huber öfter diesen Namen nennen.“

Lori lachte bitter: „Ja, die Lori, die Herr Huber nannte, die bin ich!“

Als Felix das Bewußtsein wieder erlangte, fiel sein erster Blick auf Lori. Unwillig wandte er das Gesicht ab, aber Lori rief, auf den Knieen vor seinem Bette liegend:

„Zürne mir nicht! Mein ganzes Leben will ich büßen, was ich an Dir verschuldet habe!“

„Entfernen Sie das Mädchen!“ sagte Felix, statt aller Antwort, zu Stanislaus, „ihr Anblick ist mir unerträglich!“

Lori stand auf, das Haupt gesenkt, und verließ das Krankenzimmer, aber im Vorzimmer holte sie sich einen Stuhl an die halboffene Thüre und setzte sich dahin.

Felix sah sie nicht und war beruhigt.

Als er am folgenden Morgen sich wieder erhob und ankleidete, konnte doch Stanislaus nicht länger schweigen: „Da draußen vor der Thüre steht das Mädchen!“

Felix stampfte mit dem Fuße, so zornig hatte ihn sein Diener noch nicht gesehen.

„Du wirst mich doch von ihr befreien können?“ sagte er ärgerlich. „Es ist die erste Pflicht eines treuen Dieners, seinen Herrn von aufdringlichen Menschen zu befreien!“

„Wenn ich sie zu gehen bitte, sagt sie: „Ich weiche nur der Gewalt, und wenn man mich hin-

ausbringt, springe ich in's Meer!" Was soll ich nun mit dem Frauenzimmer thun?"

Felix hatte seinen Anzug in Eile vollendet. Mit raschen Schritten ging er zur Thüre und öffnete sie weit. Lori saß davor, bleich, mit verweinten Augen.

„Gehe hinaus, Stanislaus! Nun sagen Sie mir, was das bedeuten soll, Fräulein Lori! Denken Sie wirklich, mir Ihre Gesellschaft fernerhin ganz zuzuwenden, Tag und Nacht?"

Lori war aufgestanden. Demüthig die Hände über die Brust gekreuzt, stand sie vor ihm.

„Lassen Sie sich meine arme Gegenwart gefallen, — o lassen Sie mich Ihre Dienerin sein!"

„Ein junger Mann kann kein junges Mädchen, selbst nicht als Dienerin, mit sich führen. Wenn Sie sich darüber hinaussetzen, — ich thue es nicht!"

„So sagen Sie, ich sei die Frau Ihres Bedienten; — meine Buße soll sein, daß wirklich mich die Welt für das Weib des braunen Menschen hält, dem ich die Augen auskratzen würde, wenn er mich, nur meine Fingerspitze anrührte. Um bei Ihnen zu bleiben, will ich aber die Schmach tragen."

„Lori! Lori! Ich glaube, Ihr altes Metier spukt wieder in Ihrem Kopfe und Sie wollen Käthchen von Heilbronn mit mir spielen. Ich bin aber kein Wetter von Strahl.“

„Und ich leider kein Käthchen mehr!“ sagte Lori mit so tiefer, schmerzlicher Empfindung, daß Felix, davon überwältigt, stillschwieg.

„Hören Sie mich an, Herr Baron! — Ich habe gehört, daß Sie längere Zeit in Rom verweilen wollen. Lassen Sie mich Ihre Küche besorgen, — ich weiß, Sie lieben italienische Küche nicht. Ich spreche auch etwas Italienisch und Stanislaus versteht kein Wort; — probiren Sie es einmal eine Woche lang, — ich werde Ihnen nie unter die Augen treten, wenn Sie mich nicht rufen lassen.“

Was sollte Felix thun? Er gehörte nicht zu den Männern, die ein Weib können mißhandeln sehen, und noch weit weniger zu denen, die es selbst thun. Er ließ also zu dem Postwagen, der am Mittage nach Rom abfuhr, drei Billets nehmen und nahm selbst im Cabriolet Platz, während Lori und Stanislaus im Innern fuhren.

In solchem Geleite langte Felix am Abend in der ewigen Stadt an.

In den ersten Tagen, als er im Gasthofe wohnte, bekam er Lori wirklich gar nicht zu sehen. Stanislaus erzählte ihm, daß sie häufig ganz allein in der heiligen Stadt herumstreife und dann bei dem Nachhausekommen, wenn er ihr im Gange oder auf der Treppe begegne, durch Ausrufungen ihre Bewunderung dieser Welt der Schönheit ihm kundthue. Als Felix eine Wohnung nahm, ließ Lori es sich wirklich nicht nehmen, für ihn zu kochen. So oft dann Stanislaus die Schüsseln heraustrug, frug sie ihn: „Hat der Herr Baron Nichts gesagt, daß das Essen gut sei?" und wenn dann Stanislaus jedesmal sagte: „Nein!" wurde sie immer trauriger und ging oft mit Thränen in den Augen in ihr einsames Mansardenstübchen, bis dann Stanislaus sie wieder aufsuchte, um ihrer kleinen Kenntnisse in der italienischen Sprache willen, die sie auf wunderbare Weise mit ihrer gewöhnlichen Intelligenz binnen acht Tagen in Rom vermehrt hatte.

Sechszehntes Kapitel.

Pius der Neunte.

Felix war währenddem mit seinen ernsten, großen Plänen beschäftigt, und hätte die arme Lori gewußt, wie wenig sie in seinen Ideenkreis trat, sie wäre noch viel unglücklicher gewesen. Selbst daß Dina mit dem Verdacht, daß er ein Liebesverhältniß mit Lori gehabt, nach Neapel gegangen, kümmerte ihn wenig, er stand eben an der Schwelle, seine Lebensaufgabe zu erreichen, und davor trat bei dem ernsten, sein Ziel beharrlich verfolgenden Manne alles Andere in den Schatten.

Er hatte durch den russischen Gesandten um eine Audienz bei Pius dem Neunten nachsuchen lassen und auch die Zusicherung einer solchen erhalten.

Er schrieb an seinen Freund in Paris: „Die Politik ist in meiner Angelegenheit ihrer Religion untreu geworden, laß sehen, ob die Religion nicht von ihrer Politik dahin getrieben wird, wo ich sie sehen möchte.“

Bei der Audienz rechnete Felix besonders auf zwei Dinge, auf Pius des Neunten einst so warmes Herz, über das sich freilich jetzt eine Eisdecke gelegt haben sollte, und auf die offenliegende Selbstlosigkeit seiner Wünsche; denn Felix hörte von Allen, daß ein großes Mißtrauen das Herz des Papstes jetzt der Menschheit entfremdet halte. Ueberdem gab ihm seine vollkommene Gewandtheit, in fremden Sprachen sich auszudrücken, ein Talent, was er im höchsten Grade besaß, einige Sicherheit.

Die breiten Treppen des Vaticans stieg er ruhig hinauf. Im Vorzimmer der Schweizer konnte er aber doch nicht ohne Gemüthsbewegung die deutschen Laute der Wächter hören, die hier, wie in Neapel, in fremdem Solde stehen, weil ihre Treue die erprobteste ist.

Im zweiten Zimmer waren einige Nobelgardisten mit Spielen beschäftigt: lauter düster aussehende, bartlose, hagere Gesichter.

Im dritten erst trat ihm in spanischer Tracht der Cameriere segreto entgegen, der ihn zum Papst geleiten sollte. Er ging mit ihm durch mehrere

offen stehende Gemächer, dann öffnete er eine angelehnte Thür, deutete mit einer Verbeugung auf eine zweite, verschlossene Thüre und zog sich zurück.

Felix dachte, das ist symbolisch, ich muß mir selbst die Thüre öffnen, die zum Papste führt, Keiner thut es für mich.

Als die hohe, schwere Thüre sich auf seinen Druck in ihren Angeln bewegte, erblickte er in einem kleinen Gemache Pio Nono, das Antlitz ihm zugewendet, an einem bis zur Erde mit Schiebfächern ausgefüllten Schreibtische sitzen, so daß Felix nur den Oberkörper des Papstes gewahren konnte und ihm als Protestant die Verlegenheit erspart wurde, den Pantoffel zu küssen, der ihm verborgen war.

Oft hatte er den Papst gesehen, oft sein schönes, regelmäßiges Profil, seine hohe, edle Gestalt, seine unnachahmliche Würde bewundert, aber nie war ihm so, wie heute, in nächster Nähe das eigentlich Charakteristische im Antlitz des Kirchenoberhauptes aufgefallen, — der klare, helle Eindruck dieses Kopfes, mit den schönen blauen Augen, der nordisch weißen

Haut und dem dichten, hellgrauen Haupthaar. — Durchsichtig wie von Wachs waren diese Züge, im Vergleiche mit den Bronceköpfen seiner Landsleute, mit einem Worte, — Pius' Haupt war wie verklärt. Der Anzug des Papstes war ganz weiß, der Hausanzug des sichtbaren Oberhauptes der Kirche, ein wollenes, bis auf die Füße fallendes Gewand mit rundem Kragen und ein kleines, ebenfalls weißes Käppchen.

Felix ließ sich, von wirklicher Ehrfurcht ergriffen, vor dieser Lichtgestalt halb auf ein Knie nieder, aber Pius winkte ihm sogleich mit der Hand, sich zu erheben. Dabei umzog den festgeschlossenen Mund des einst so vergötterten, so leidenschaftlich geliebten Kirchenfürsten ein schmerzliches Lächeln — und die Augen, die einst die Idole Italiens gewesen und Licht und Segen darüber ausgestrahlt, sahen forschend aus ihren tieferen Höhlen nach dem jugendlichen Fremden.

„Was wünschen Sie, mein Sohn?" frug er mit jener Stimme, durch deren Wohlklang er bei seinem ersten öffentlichen Erscheinen alle Herzen an sich riß.

„Nichts für mich, heiliger Vater! Ich komme im Namen der gesammten Menschheit zu dem einzigen sichtbaren Oberhaupte eines Theiles derselben. Ich selbst bin Protestant, an unsere Fürsten, die auch die Häupter unserer Kirche sind, habe ich mich vergebens gewandt! Eure Heiligkeit ist meine letzte Zuflucht auf Erden!“

„Dann werde ich wohl auch Nichts thun können!“ sagte Pius, ihn verwundert anblickend.

„O, heiliger Vater, nehmen Sie mir nicht die Hoffnung, ehe Sie mich gehört!“

„So reden Sie!“ sagte, sich zurücklehnend, der Papst.

Felix begann, sein Herz auszuschütten. Er schilderte mit heißen Farben die traurigen Verhältnisse der Gegenwart, die alle das Resultat haben, die Last des Bedrückten schwerer, die Noth des Dürftigen größer, das Elend des Armen unerträglicher zu machen; er schilderte, diesen Thatsachen gegenüber, die eiserne Härte des Weltlaufs. „Das Elend auf Erden ist grenzenlos!“ schloß er, „Hunger und Kummer bei einer Arbeit, die unabläßiger Pein gleich-

kommt, sind beinahe das einzige Erbtheil der arbeitenden Classen, — o, rufen Sie, heiliger Vater, die katholischen Fürsten der Erde auf, sich ihrer Armen anzunehmen! Auch für das leibliche Wohl der Menschen zu sorgen, auf daß die Menschen wieder mit Ruhe und Dankbarkeit auf das Wohl ihrer Seele achten können, ist ja des geistlichen Vaters der Menschheit Pflicht! Ein Mann, der täglich fürchten muß, daß Weib und Kinder vor Hunger nicht das Auge schließen, kann unmöglich an jedem Abende inbrünstig beten, — denn aus Verzweiflung und Hunger wird er nur einmal, — aber nicht öfter zu Gott rufen! In Frankreich, in England fängt die Regierung jetzt an, ihre Verpflichtung gegen ihre Arbeiter einzusehen. In Deutschland denkt Niemand an sie, — und doch sind unsere Arbeiter die fleißigsten, nüchternsten und sittenreinsten. Unsere Regierungen geben sich ja alle als die Väter, die Vormünder, die Herren ihrer Völker. Nun wohl, so mögen sie wie der Vater an seinem Kinde, der Vormund an seinem Mündel, der Herr an seinem Diener handeln, — für sie sorgen!"

Pius erhob den Finger mit schmerzlichem Lächeln, ohne zu sprechen.

„Ich bin kein politischer Reformator! Eure Heiligkeit können fest überzeugt sein, daß nie dahin mein Streben gegangen, — man muß erst selbstständig sein, ehe man frei sein will, und Niemand ist unselbstständiger, als der Bettler!“

„Aber Deutschland wird mir ja von allen Seiten als ein wohlhabendes Land geschildert. Also auch dort?“

„Auch dort, heiliger Vater, herrscht das Elend!“

„Aber was kann ich thun, mein junger Freund!“ frug nach einer kleinen Pause, melancholisch mit der Hand die Augen deckend, der Hohepriester.

„An den Kaiser, die Könige, die Fürsten Gesandten schicken und sie auffordern lassen, nur den entschiedenen Willen zu fassen, der Armuth in ihren Staaten einen Damm entgegenzusetzen.“

„Einen Damm entgegensetzen! Das ist leicht ausgesprochen! Wie, — auf welche Weise denken Sie sich das?“

„Ich habe in diesem Memoire verschiedene Mittel gegen den Pauperismus angegeben; eines der Hauptmittel ist Verminderung der stehenden Heere.“

„Aber die Revolution?“

„Die kann ein einziges europäisches Heer, wie wir jetzt deren vielleicht zehn besitzen, niedertreten, sobald die Fürsten zum Besten ihrer darbenden Völker einen unauflöslichen Friedensbund schließen, wie sie jetzt ein Schutz- und Trutzbündniß zu ihrem eigenen Besten geschlossen haben. Die zahllosen Eisenbahnen haben Europa zusammengezogen zu der Ausdehnung eines einzigen, mäßig großen Landes. Könnte man nicht deshalb mit Leichtigkeit jenes europäische Coalitionsheer augenblicklich dahin bringen, wo es Noth thut, wenn es an den großen Knotenpunkten der Verkehrsstraßen aufgestellt würde?“

„Welch ein Heer müßte das sein!“

„Wir besitzen in Europa beinahe drei Millionen Soldaten; sollte Eine nicht genügen?“

„Und was denken Sie noch?“ frug Pius.

„An eine ganz andre Ausbeutung des Staatseigenthums, um dadurch vor Allem gesunde, billige

Wohnungen, wohlfeile Kost, Gerechtigkeitspflege und Arzt unentgeltlich für den Arbeiter, Fürsorge für Kinder kranker Eltern, für Verwundete, Leidende und das arbeitsunfähige Alter beschaffen zu können. — Eure Heiligkeit werden in den Grundzügen und Principien dieser Schrift Manches vermissen, was Ihre höhere Weisheit und Erfahrung Ihnen eingiebt, aber sicher nicht den guten Willen, das rastlose Grübeln über einen Gegenstand, den sich ein zwar junges, aber redliches Herz zum Lebensvorwurf genommen."

„Das ist Alles recht schön," sagte sanft der Kirchenfürst, „aber glauben Sie denn, auf meine Aufforderung würden alle die Herrlichkeiten, deren Werth ich durchaus nicht verkenne, aus dem Boden erstehen?" Und indem er die Hand nach dem Memoire ausstreckte, das Felix ihm überreichte, setzte er schmerzlich hinzu: „Ich habe kein Glück, was Reformen betrifft, wenden Sie sich an einen Glücklicheren, junger Mann! Ich beneide den Fürsten, dem es von der Vorsehung gestattet wird, zum materiellen Segen seines Volkes wirken zu dürfen, — mir sind die Hände gebunden, — ich kann Nichts

für Sie thun! Es ist so der Wille Gottes! Er hat mir und meinen Brüdern in seinem Dienste eine andere Mission gegeben. Die Dürftigkeit der Reichen, die Armuth der Mächtigen, die Gottentfremdung des ganzen Menschengeschlechts dieser Zeit, die ist es, welche meine Sorge bilden soll, welche dringendere, furchtbarere Mahnungen für mich hat, als die Noth des Leibes!"

Und Pius erhob sich; Felix war verabschiedet.

Als er sich tief verbeugte, streckte Pius, wie segnend, die Hand gegen den Häretiker aus. War es die alte Gewohnheit, oder hielt er diesen jungen Ketzer wirklich seines apostolischen Segens werth?

Siebzehntes Kapitel.

Eine Hochzeit in Neapel.

Dina war auf Santa Lucia, dem Fremden-Quartiere Neapels, weil es das schönste ist, schon ganz heimisch geworden. Sie dachte nicht an die Rückkehr nach Deutschland; was sollte sie dort?

Und dennoch war sie auch hier, unter diesem begnadeten, blauen Himmel, nicht glücklich. Der Schmerz, die Enttäuschung, die Erfahrung, die sie an Felix Walram gemacht zu haben glaubte, verbitterten ihr das ganze Leben. Er, der Einzige von allen Männern ihres Kreises, den sie geachtet, ausgezeichnet und — was half es ihr, es sich selbst zu leugnen — den sie geliebt, er war im Grunde auch nicht besser, als die Andern. Die Geliebte seines alten Freundes, die Braut eines ehrlichen, jungen Mannes, hatte er unter lügenhaften Vorspiegelungen gegen die übrige Gesellschaft in seiner Cabine mit über's Meer geführt! Es war empörend! Und dennoch war noch immer eine Stimme in ihrem Herzen, die für ihn sprach, die ihr zurief: „Höre ihn erst!" Aber was konnte er sagen, und wie peinlich mußte es selbst für ihn sein, jetzt mit ihr, die er so sehr getäuscht, zusammenzutreffen.

Um sich von ihrem Kummer zu zerstreuen, fiel sie wieder in ihre alte Lebensweise zurück. Sie machte wieder täglich drei Mal Toilette, ritt aus, besuchte die Theater, angeblich Alles, um Marien

die Welt zu zeigen, eigentlich aber, weil ihr die Einsamkeit, welche sie nach der ersten Trennung von Felix so sehr geliebt, um sich mit seinem vergötterten Bilde zu beschäftigen, nun fürchtete.

Joseph Huber war von seinen Verwandten gütig aufgenommen worden und besuchte sie öfter. Er hatte, seitdem er wieder über ein besseres Einkommen verfügen konnte, auch mehr Selbstgefühl gewonnen und benahm sich, wie die anderen jungen Leute seines Gleichen. Seine Tante hatte Dina versichert, daß, wenn er nicht wieder seinem alten Leichtsinn anheimfalle, dessen Ruf sogar bis nach Neapel gedrungen, ihr Mann ihn später als Correspondenten oder in einer andern passenden Stellung unterbringen werde.

Dieselbe Veränderung, die mit Dina in ihrem Aeußern vorgegangen, hatte auch bei Lieschen Statt gefunden; sie putzte sich jetzt auch, hatte rothe Wangen bekommen und galt bei Allen, die sie sahen, für ein hübsches, muntres Mädchen.

Das kam daher, das gute Kind war glücklich! Diese genügsame Natur dankte dem lieben Gott

täglich, daß sie Jemand gefunden, der sie liebte. Dieser Jemand war Niemand anders, als Joseph Huber, der ihr versprochen, sie, sobald ihm sein Oheim eine Stelle verschaffe, zu heirathen. Der ehemals so üppige Dandy eine Kammerjungfer! Und dennoch war die Partie eine ganz passende, denn Lieschen's milde, beschränkte, aber harmonische Natur war ganz geeignet, dem schrankenlosen Leichtsinn und gedankenlosen Dahinleben des jungen Wieners enge Schranken zu setzen.

Noch eine andere Hochzeit stand in Aussicht, und zwar zwischen Paul und Marien, und das zur größten Freude Dina's. Paul, in Messina mit großer Liebe aufgenommen und gefeiert, von den alten, kinderlosen Leuten zum Erben erklärt, denen er schon jetzt einen Theil ihrer großen Güter und Weinberge mit rheinländischer Kunst bewirthschaften sollte, hatte an Dina geschrieben, und ihr gesagt, daß an seinem Glücke nichts fehle, als ein holdes Weib, und das holdeste stehe ja unter ihrem Schutze.

Dina schrieb nach Frankfurt. — Die Aeltern mißten freilich nicht gern ihr Kind, waren aber

auch bange vor der Rückkehr der „durchgegangenen Tochter" und den spöttischen Gesichtern, die sie empfangen würden, — überdem hatten sie die Aussicht, daß ja auch Paul wieder einmal die Heimath besuchen und ihnen die Tochter bringen werde, und dann schilderte Dina den jungen Mann als eine so gute Partie, daß die Aeltern, die doch immer speculative Kaufleute waren, nichts Anderes als Ja zu sagen wußten.

Als Paul das Jawort der Aeltern empfing, segelte er gleich herüber, um die holde Braut zu holen, — da verrieth sich denn auch, was Dina bisher nicht hatte erforschen können: daß Mariechen ihm zugethan war, und zwar mit der ganzen Kraft einer ersten Liebe. Als sie ihn sah und er die Arme nach ihr ausstreckte, weinte und lachte sie abwechselnd an seinem Halse.

Dina wandte sich ab, in ihrem Herzen sprach eine Stimme: „So wirst du nie an eines Mannes Halse hängen!"

Die Hochzeit wurde im Hause Dina's fröhlich gefeiert, die Trauung, da Paul katholisch, von

einem neapolitanischen Priester vollzogen, der nach der Ceremonie Paul, sobald er seiner allein habhaft werden konnte, höchst eifrig zuredete, doch ja seine kleine, ketzerische Frau der einzig allein seligmachenden Kirche wieder zuzuführen, „denn es wäre schade," sagte er, indem er den Mund spitzte, „wenn so ein allerliebstes Engelsgesichtchen in die Hölle käme."

Marie wollte, ehe sie Neapel verließ, noch mit Paul, der es noch nicht kannte, Pompeji sehen.

Es war ein glühend heißer Februartag und die kleine, junge Frau hatte im Uebermuthe des Glückes ihrem Manne ihre Sammetmantille umgehängt und flog in den kleinen Häusern immer Allen voran und versteckte sich, daß Paul sie suchen mußte, und für ihr Verstecken strafen und schelten, und dann konnte sie bitten und dann konnte er verzeihen; es war das Spiel zweier anmuthigen und glücklichen Kinder, und Dina sah ihnen mit hellem Wohlwollen zu.

In dem berühmten Hause des Diomedes stießen sie auf eine andere Gesellschaft, es war ein Engländer, mit einer schönen, schwarzäugigen Frau am

Arme. Dina war es, als habe sie das langweilige Gesicht des Mannes und auch die feuersprühenden Augen der Frau schon früher gesehen. Da grüßte der Mann und trat auf sie zu.

„Sie erkennen mich wohl nicht mehr, Mylady, obgleich ich in Frankfurt die Ehre genoß, Ihnen vorgestellt zu werden. Mein Name ist Augustus Heathcote!"

„Ah! Ich erinnere mich! Es freut mich, Sie hier wiederzusehen!" sagte Dina mit ihrem gewöhnlichen verbindlichen Wesen. „Ihre Frau Gemahlin?"

„Ja wohl, ja wohl!" sagte Mr. Heathcote, etwas verlegen. „Auch eine Frankfurter Bekanntschaft, wir sahen uns in Rom wieder, und dort feierten wir unsere Vereinigung. Sind Sie allein hier, Mylady?"

„Nicht doch! Ich bin hier mit einem jungen Ehepaar; da kommen sie schon!"

Paul und Marie kamen lachend aus einem Seitengange; als aber Paul die Dame am Arme des Engländers gewahrte, ließ er die Hand seiner jungen

Frau los, und mit dem Rufe: „Lori!“ blieb er blaß und erschrocken stehen.

„Lori!“ rief Dina, die sie jetzt erst erkannte; „Lori!“ rief Marie und wurde eben so blaß, wie ihr junger Gatte.

„Ja, Lori!“ sagte mit ihrer alten Kühnheit die Wienerin und trat zu Paul.

„Gott grüße Sie, alter Freund, wir sind jetzt Beide verheirathet, Sie an eine schöne Frau und ich,“ setzte sie leiser hinzu, „an einen gutmüthigen Narren! Was kann ich dafür, er hat's nicht anders gewollt! Seit zwei Jahren suchten er und seine Agenten, die er besoldet, in allen Weltgegenden nach einer musterhaften Frau, und da heirathet er zuletzt mich! Ist das nicht zum Todtlachen, Paul?“

Paul begriff nicht, daß er das Mädchen je geliebt, so sehr stieß ihn jetzt ihr burschikoses Wesen, das ihm doch früher gefallen hatte, ab. Er hatte seither, ein bildsamer Mensch, im Umgange mit Frauen von feineren Lebensformen einen ganz andern Maßstab anlegen gelernt.

Nun wandte sich Lori wieder zu Dina: „Und Sie, Frau Gräfin, können Sie mir nicht sagen, was denn aus dem Baron Felix Walram geworden ist?“

„Das hoffe ich von Ihnen zu erfahren!“ sagte Dina eiskalt und im Innern empört über die Kühnheit dieser Frau.

„Ah! Apropos!“ fuhr Lori fort, „es fällt mir ein, ich muß den braven, guten Baron noch von dem Schein einer Schuld reinwaschen, die er in Paul's Augen hat! Der arme Baron, es hätte ihm beinahe das Leben gekostet! Mr. Heathcote, sehen Sie einstweilen da die alten Krüge an, ich komme gleich zurück.“

Und Paul's etwas widerstrebenden Arm ergreifend, ging sie allein mit ihm voraus.

„Zu welcher Thorheit ließen Sie sich hinreißen, Paul,“ sagte sie . . . . . „und wie waren Sie im Irrthum! Der Baron hat mich nie gemocht, obgleich es eine Zeit gab, wo ich sehr in ihn geschossen war! In die Cabine hatte er mich nur versteckt, weil ich ihn darum bat, ich fürchtete ein Zusammentreffen zwischen Dir — wollt' ich sagen

zwischen Ihnen und dem etwas blödsinnig gewordenen Joseph. Wie geht es ihm?"

„Also wirklich, — der Baron Felix hat Sie nicht um seinetwillen versteckt?"

„Warum sollt' ich das läugnen, wenn es der Fall gewesen wäre? Nicht wahr, Paul, es ist doch besser so? Du hast jetzt eine Frau, wie Du eine brauchst, unschuldig und etwas dumm!"

„Lori!"

„Nichts für ungut! Und ich bin für den steifen Engländer noch lange gut genug! Meinst Du nicht auch, daß er Gott auf den Knieen danken kann für solch eine Frau, wie ich bin?"

Dina zog Paul aus der Verlegenheit, auf diese Frage antworten zu müssen. Sie sagte lächelnd, indem sie neben Lori trat:

„Ihr Gemahl scheint eifersüchtig!"

Wirklich war Mr. Heathcote nicht der Weisung seiner Gemahlin, die alten Krüge zu betrachten, gefolgt, sondern ging mit langem Halse hinter ihnen her und suchte zu hören, was die Beiden sprachen, und Dina hatte in guter Absicht gewarnt.

„Eifersüchtig?“ rief Lori lachend, „das werde ich ihm abgewöhnen! Also Sie wissen Nichts von Baron Felix? Ich kann Ihnen nur sagen, daß er von Rom direct nach Liefland zurückgereist ist, und erklärt hat, es nie wieder verlassen zu wollen.“

„So sind ihm die Pläne, die er für Rom hatte, nicht gelungen?“

Lori zuckte die Achseln. „Ich weiß nur, daß er sehr traurig, sehr blaß und niedergeschlagen abgereist ist, und daß Stanislaus zu mir gesagt hat: „So habe ich meinen Herrn nie gesehn!“

„Und denken Sie, Frau Gräfin,“ sagte Paul, „wir hatten ihm Unrecht gethan, Mrs. Heathcote's schöne Augen sind für den liefländischen Barbaren immer ohne alle Wirkung und allen Eindruck geblieben, — und ich hätte beinahe den Tod eines Unschuldigen auf meiner Seele gehabt.“

Dina wurde dunkelroth. Sie faßte die vor kaum einer Viertelstunde noch so geringschätzig behandelte Lori an der Hand und führte sie bei Seite und frug mit tiefer, zitternder Stimme: „Reden

Sie die Wahrheit? Bei Allem, was Ihnen heilig ist, sprechen Sie, reden Sie die Wahrheit?"

Diesmal hielt Lori ihren Uebermuth in Schranken.

„So wahr ich lebe und ein ehrlich Weib zu werden gedenke," sagte sie mit dem Tone der Wahrheit und Treue, „und so wahr ich ein leichtsinniges Mädchen gewesen bin, der Baron ist nie mein Liebhaber gewesen, ja, er hat nie mit einem solchen Gedanken an mich gedacht, — im Gegentheil, ich bin ihm immer zuwider gewesen!"

Daß Lori jetzt nicht log, sah Dina, — und weil sie es sah, nahm sie die Hand der Wienerin, schüttelte sie warm und sagte innig: „Gott segne Sie für dies Wort!"

Das Heathcote'sche Ehepaar machte nun mit den Anderen die Runde in Pompeji.

Lori erzählte noch der Gräfin, wie sie Heathcote in Rom getroffen, als sie gerade ganz ohne Unterhalt und in der höchsten Verlegenheit gewesen sei. Sie habe ihn um der alten Bekanntschaft willen, als er sie angeredet, um ein Darlehn gebeten, was er ihr bereitwillig gegeben. Dann habe sie endlich eine

Stelle bei einer Putzarbeiterin gefunden; da sei denn Mr. Heathcote beinahe täglich, um sie zu sehen, in's Magazin gekommen und habe seine Verliebtheit dadurch auf die lächerlichste Weise verrathen, daß er eine Menge Damenhauben und Hüte gekauft, die sie jetzt alle selber auftragen müsse, wenn sie eine gute Wirthin sein wolle.

„Als ich ihm sein mir geliehenes Geld wiederbrachte," schloß sie lachend, „sagte er: „Behalten Sie es lieber und nehmen Sie mich dazu!" Ich war doch gar zu sehr verlassen, — und da ich ihn für einen guten Menschen hielt, was er auch ist, schlug ich ein und bin jetzt froh, daß ich's gethan. In ein paar Jahren bin ich hoffentlich eben so steif und langweilig wie er, und dann werden mich seine Landsleute sehr bewundern."

Sie trennten sich nun; Dina nahm auf der Rückfahrt nach Neapel einen Schatz im Herzen mit, und selbst der ehrliche Paul freute sich, daß Felix ihn nicht betrogen. „Es ist jetzt wieder ein guter Mensch mehr für mich auf der Welt!" sagte er fröhlich.

Als Paul und Marie nach Messina abgereist waren, ordnete auch Dina ihre Rückreise an. Lieschen blieb in Neapel, Joseph's Tante, die das Mädchen gesehen, und welcher es durch sein stilles Wesen sehr gefallen, nahm sie als Gesellschafterin zu sich, wahrscheinlich, um sie nach Jahr und Tag als — Nichte zu behalten.

Dina, der von allen ihren Begleitern auf der Heimreise Niemand geblieben, als ihr getreuer Philipp, kehrte nach Deutschland zurück. In Frankfurt war ihr erster Weg zu ihrer guten Freundin Lavallon; sie erzählte ihr ohne Rückhalt Alles, was ihr seitdem begegnet war.

Elise sagte triumphirend: „Was wirst Du sagen, wenn ich Dir erzähle, daß ich einen Brief von Felix erhalten habe, und zwar in diesen Tagen?"

„Nun, und was schreibt er denn?"

„Die eigentliche Veranlassung ist eine Wohlthätigkeitsangelegenheit. Er schickt durch mich einer armen Familie Etwas zu. Der Hauptinhalt seines Briefes sind aber traurige Klagen über eine gescheiterte Lebensaufgabe. Hier ist der Brief, lies selbst!"

Felix schrieb: „Es ist unendlich traurig, wenn man mit sieben und zwanzig Jahren gar nichts Anderes anzufangen weiß, als für sich selbst zu sorgen! Es giebt Tage, wo ich wünsche, mein ehrlicher Stanislaus wäre mir nicht in's Meer nachgesprungen und hätte mich nicht herausgezogen, und wieder Tage, wo ich beklage, in einer Zeit, wie die jetzige, als Mann geboren zu sein. Die Frau genügt den Forderungen ihres Herzens, dem Rufe ihres Ehrgeizes, wenn sie für Einen lebt und wirkt, — einem Manne kann das unmöglich die Seele ausfüllen. Ich sehe Sie spöttisch lächeln und von Männerhochmuth und schwärmerischem Jünglingsehrgeize reden, ... nun ja, — vielleicht ist es wahr, daß das Bedürfniß, in der großen, allgemeinen Welt einen Platz auszufüllen, oder, wie Sie das ironisch nennen, eine Rolle zu spielen, eigentlich seinen Ursprung im Stolze und in der Eitelkeit hat!

Was soll ich nun anfangen? Ich wollte von dem ersparten Vermögen meines Vaters hier eine großartige Anstalt zur Bildung meiner jungen Landsleute gründen und dann selbst auswandern in ein

wärmeres Land, denn mich friert es jetzt hier, obgleich es nicht kälter ist, als bei Ihnen. Aber die Regierung hat mir das nicht bewilligt! Mir bleibt also Nichts übrig, als meine Güter meinem Vetter, der sie gerne besitzen möchte, zu verkaufen, und mit dem Gelde, das man nicht hier behalten will, fortzugehen! Denn fortzugehen bin ich entschlossen. Was aber dann? Das weiß ich selbst nicht! An eignes Glück, das, was die Menschen so schön einen eignen Herd gründen nennen, darf ich nicht denken, denn ich verehre das weibliche Geschlecht zu sehr, — meine Werbung wäre jetzt eine Beleidigung für jede edle Frau, und sie hätte vollkommen Recht, mir zu sagen: Also Du willst Dich verheirathen, weil Du nichts Besseres mit Dir anzufangen weißt? Ich büße jetzt dafür, daß ich Ihnen damals in Frankfurt gesagt: Ich habe mir gelobt, kein eignes Glück zu suchen, mein Leben ist einer höhern Aufgabe geweiht!"

„Nun, liebe Dina, ist das nicht deutlich? Der Weltverbesserer kömmt zu mir, damit ich Dir in seinem Namen demüthig peccavi sage!"

Elise hatte gemeint, Dina solle über den Brief vor Freuden außer sich sein, davon war aber gerade das Gegentheil der Fall. Es schmerzte sie unaussprechlich, den Mann, der ihr so erhaben über allen Andern gestanden, von seinem Piedestal herabgestiegen und in einer Reihe mit ihren andern Freiern stehen zu sehen. Ja, der Gedanke, daß Felix im Unmuthe jede höhere Lebensbestimmung aufgegeben, war ihr noch schmerzlicher, als damals in Neapel der Glaube an ein vorübergehendes, unreines Verhältniß mit Lori. Damals hatte sie sich doch sagen können: Auch die Sonne hat Flecken! Aber jetzt — jetzt war er keine Sonne mehr!

Sie ließ ihn aber dennoch grüßen, als Elise ihm antwortete und ihm sagen, Lori, die sie in Pompeji gesprochen, sei jetzt Mrs. Heathcote geworden und habe also den Tugendpreis davongetragen, dessen keine Frankfurterin würdig gewesen!

Sie that das, damit er sehe, daß sie über sein Verhältniß zu Lori aufgeklärt sei.

Dann ließ sie nach kurzem Aufenthalte wieder Reisezurüstungen treffen und wieder einpacken, und

zwar, um das Land zu sehen, nach dem so wenige Frauen gelangen: nach Spanien.

Achtzehntes Kapitel.

Die Egoisten.

Nach mehreren Monaten erhielt eines Tages Elise, die treue Frankfurter Freundin, an welche Dina während ihrer langen Reise wenigstens jede Woche einmal schrieb, einen Brief aus Cagliari. Dina schrieb:

„Was sagst Du dazu, meine Getreue, daß ich, anstatt nach Genua zu fahren und zu Euch zurückzukehren, hier auf der Insel Sardinien landete? Das kommt daher: ich habe mich verliebt!

Ich sehe Dich erschrocken die Hände falten und fragen: „Wer mag das sein?“ Sei ruhig, Elise, mein Geliebter wird Dir keine Sorgen machen, obgleich er uns vielleicht auf ewig trennt! Er hat nicht die Dir verhaßteste Eigenschaft der Herren unseres Kreises, die Oberflächlichkeit, — denn er

ist unergründlich tief, auch nicht zu jung ist er und doch ewig jung, ewig schön, ewig wechselnd und ewig derselbe, — es ist das ewige Meer! Ich trenne mich nie mehr davon, ich habe mir das fest gelobt!

Dein Mann sagte einmal, als wir bei ihm die Männer so ganz unbarmherzig verketzert hatten: „Aber Eines müssen mir doch die beiden Damen gestehen, bei allen unsern Fehlern behalten wir doch immer mehr von der höchsten menschlichen Prärogative, von der Vernunft, als die Frauen! Auch die tugendhaftesten übertreffen uns an Thorheit. Die Thorheit einer Frau erreicht nie ein Mann, und schon in der Bibel ist das anerkannt, wo wohl von sieben thörichten Jungfrauen, doch nicht von einem einzigen thörichten Jüngling die Rede ist.“ Sage ihm, er hätte Recht, und die Thorheit, sich in's Meer zu verlieben, könne auch nur eine Frau begehen, und diese Frau sei ich, Dina Hammerstein, aus Frankfurt, der nüchternsten, altklügsten Stadt Süddeutschlands; . . . freilich zu der ganz gleichen, wenn nicht noch größeren Thorheit, sich mit dem Meere zu ver-

mählen, hat es schon vor Jahren ein Mann gebracht, — der Doge von Venedig!

Meine Liebe ist auch schon durch einen gerichtlichen Act sanctionirt. Ich habe mir nämlich eine kleine Insel gekauft, — Ihr in Frankfurt, die Ihr auf Eurem Main die kleinen Tellerchen nur kennt, Ihr würdet sie unermeßlich groß finden! Hier in meinem azurblauen, geliebten Meere ist sie nur ein kleiner, grüner Fleck, — aber ein himmlisch schöner!

Ich will deutsche Ansiedler hierher kommen lassen, und zwar nur deutsche, — und mit deutschem Fleiß und deutscher Treue ein kleines Paradies hier gründen, wie es ganz Deutschland sein könnte, — wenn sein Fleiß besser beschützt wäre!

Du sollst mir aber das Beste dazu schicken, nämlich einen tüchtigen Landwirth. Nicht zu jung, verheirathet und gebildet, — wir haben ja in Deutschland Muster in dieser Art, Leute, die das Vaterland nicht brauchen konnte. — Frage unsern Freund Georg, den vortrefflichen Oeconomen, nach einem solchen, und schicke mir ihn gleich, seine Familie kann ja nachkommen. Dein Mann soll

ihm das Reisegeld geben und mir überhaupt Alles von meinem Vermögen und meiner Rente schicken, was er mir schicken kann. Ich brauche viel Geld und bin unaussprechlich froh, es endlich einmal zu brauchen!

Ich gehe jetzt schon auf meine Insel, die ich umtaufen und Germania nennen werde, damit es doch irgendwo eines unter Einem Scepter gebe!"

Ein ausführlicher Brief über geschäftliche Angelegenheiten an Herrn von Lavallon lag noch bei.

Es mochten ungefähr sechs Wochen vergangen sein, seitdem Dina diesen Brief geschrieben. Sie hatte ein kleines Landhaus bei Cagliari, am Strande des Meeres, gemiethet. Es enthielt nur ein paar Zimmer und war eingerichtet, wie es Orientalen auf der Reise zu thun pflegen. Die nackten Wände waren mit Teppichen behängt, die sie aus Genua hatte kommen lassen, den Fußboden deckten Tigerfelle, und aufeinandergethürmte Kissen bildeten Divans an den Wänden. Dina hatte alle ihre europäischen Culturspitzfindigkeiten aufgegeben. Ein runder Strohhut deckte ihr dunkles Haar, wenn sie ausging, —

ein weites, feines Wollengewand umschloß in vielen Falten ihren schlanken Leib, und wenn sie in der Abendkühle fröstelte, warf sie den weißen Burnus um, den sie in Marseille einem aus Oran zurückkehrenden Franzosen abgekauft hatte. Niemand hätte in ihr die elegante und verwöhnte Gräfin wiedererkannt.

Die Fenster ihres niedern Zimmers standen offen, sie lag in angenehmer Müdigkeit auf den Kissen des Divans und horchte mit wahrem Entzücken auf das mystische Gemurmel der ewigen See. Ihre Gedanken kehrten zurück in die Kindheit, in Frankfurts enge Gassen, in das beschränkte Haus ihrer Mutter, — welch' ein Contrast, sie kam sich vor, wie eine Königin, — nein, wie ein seliger Geist, befreit von jeder Erdenlast.

Die Dämmerung, die im Süden so schnell zur Dunkelheit wird, war eingetreten. Philipp war nach der Stadt, um einige Einkäufe zu besorgen, die Frau, welche ihr einfaches Mahl bereitete, in das nächste Dorf gegangen, um nach Mann und Kindern zu sehen. Dina war ganz allein, — im

Umkreise von einer Meile vielleicht kein menschliches Wesen.

Da hörte sie auf dem Sande des Meeres einen Schritt, der sich ihrem Häuschen näherte. Es war nicht Philipp, — wer konnte das sein? Doch keine Furcht beschlich die Seele der reinen, unerschrockenen Frau, — nur ein Gefühl des Unmuths, in diesem Augenblicke der süßesten Einsamkeit gestört zu werden.

Vor dem Fenster vorbei schritt die Gestalt eines Mannes im Calabreser Hut und Mantel. Die Gräfin sprang auf von ihrem Sitze; da stand er schon an der Thüre, doch Dina konnte Nichts von seinen Zügen sehen, denn das schwache Tageslicht stand ihm im Rücken.

„Wer ist da?" frug sie auf Italienisch. „Un straniero! ein Fremder!" antwortete eine Stimme, vor deren Klang ihr Athem stockte.

Der Fremde schwieg und blieb in der Thüre stehen; da nahm sich Dina zusammen und frug: „Wer ist der Fremde?"

„Der Landwirth aus Deutschland! — Mich sendet Elise!"

„Elise Lavallon?“ Weiter konnte Dina Nichts sagen, denn der Fremde trat ins Gemach, nahm den Hut vom Haupte und sagte weich: „Soll ich wieder gehen? Billigt meine gnädige Gebieterin nicht die Wahl ihrer Freundin?“ —

Dina zitterte wie Espenlaub. Wie schwach ist solch ein armes Frauenherz, trotz aller Träume von Heroismus. Noch vor einer Minute hatte sie gewähnt, Nichts als die Natur und die Freiheit zu lieben, und jetzt, nachdem der Klang dieser Stimme nur in ein Paar Tönen an ihr Herz geklungen, fühlte sie, daß dies Herz nichts Anderem schlug, als ihm, — ihm allein.

Aber war es denn möglich?!

„Walram?“ frug sie leise.

Seine Hand erfaßte die ihre und führte sie an die heißen Lippen.

„Nicht Walram! — Felix! und Du, Du sollst mich so nennen, damit ich endlich mit Recht diesen Namen führe!“

Er hatte wohl am zitternden Tone, womit sie fragend seinen Namen ausgesprochen, erkannt, daß

Elise wahr gesprochen, als sie gesagt: „Gehen Sie nur hin, — Dina liebt Sie noch immer, — dies spröde Herz liebt nur einmal und dann ewig!“

Philipp, der Felix auf dessen Wunsch vorausgehen lassen, kam jetzt mit schwerem Schritt.

Dina trat an's Fenster und rief ihm zu, Licht zu bringen. Felix stand hinter ihr, demüthig auf eine Antwort wartend, die er nicht erhielt.

Der Diener brachte Licht, — Dina hatte ihre volle Geistesgegenwart wieder erlangt. Freundlich zeigte sie Felix einen Sitz.

„So sagen Sie mir doch, was Sie hierherführt?“

„Ich habe es Ihnen gesagt! Ich bin der Landwirth, den Ihnen Ihre Freundin schicken soll. Sie sagt, ich erfülle zwar eine Bedingung nicht, ich sei nicht verheirathet, aber —“

„Im Ernst?“ fiel ihm Dina in die Rede, „wollen Sie hier bleiben?“

„So lange S i e hier bleiben!“ sagte Felix und seine dunklen Augen bohrten sich fragend in die ihrigen; aber sie schlug sie nieder.

„Sie haben es aber nie versucht, Sie wissen nicht, was das heißt, — vollständige Einsamkeit!“

„Das will ich auch nicht wissen!“ sagte etwas übermüthig Felix, „ich sage Ihnen ja, mein Vertrag dauert nur so lange, wie Sie hier bleiben!“

Er sah in diesem Augenblicke so glücklich aus, wie sie ihn nie gesehen, — aber Dina's gereizte Empfindung verletzte dies strahlende Auge, und der unglückselige Gedanke, daß er innerlich ihrer spotte, und triumphire, sie immer noch liebend zu finden, obgleich er vor einem Jahre ihr Herz zurückgewiesen, rief plötzlich ihren Stolz, ihr Selbstgefühl wach. Sie sagte mit traurigem Ernst:

„Wir verstehen uns nicht, Baron Walram! Sie begreifen nicht, daß ich nicht mehr dieselbe bin, wie in Frankfurt und auf dem Lombardo. Wir haben die Rollen getauscht. Früher waren Sie ein einsamer Schwärmer, ich ein Weltkind; jetzt bin ich die einsame Schwärmerin und Sie —“

„Ich bin ein unglücklicher Mensch!“ sagte Felix bitter und erhob sich. „Ich sehe wohl, es war

Wahnsinn, zu glauben, daß eine Frau, wie Sie, einem Manne angehören könne, bei dessen Werbung sie, nach Allem, was zwischen uns vorgegangen, denken muß: „Es ist ein Schiffbrüchiger, dessen ich mich erbarmen soll!" Nein, Sie haben Recht, Frau Gräfin, — wir verstehen uns nicht! Frau von Lavallon liebt Sie und mich, — sie wollte uns Beide glücklich sehen, — Sie hat sich geirrt! Sie hat vergessen, daß wir Beide zu stolz sind, uns mit dem — Mitleide des Andern zu begnügen, — denn so glauben Sie, so ich!"

„Haben wir denn Unrecht?" frug Dina und eilte ihm nach an die Thüre und nahm seine Hand und sagte weich: „Gehen Sie so nicht von mir, Walram, nach so langer Trennung! Bleiben Sie bei mir, rathen Sie mir, helfen Sie mir, sein Sie mein Freund, wenn Sie mein —"

Sie stockte, sie erröthete, sie ließ seine Hand los und ging zurück zu ihrem Sitze. Er folgte ihr und setzte sich neben sie.

„Soll ich bleiben, Gräfin, darf ich bleiben?"

Sie nickte.

„O, wenn Sie wüßten, welch' Entzücken mich erfaßte, als ich nach Frankfurt kam und Frau von Lavallon mir den Plan ausmalte, den sie für mich entworfen. „Da haben Sie nun Alles, was Sie wünschen," sagte sie eifrig, „ein Stück Erde, eine edle Bestimmung und — eine schöne Frau!"

Dina entzog ihm die Hand, die er ergriffen.

„Hatte sie Unrecht?" frug er und bog sich vor, um in ihre Augen zu sehen, — aber sie brach in Thränen aus und sprang auf und wollte forteilen. Doch er ließ sie nicht, seine starke Hand hielt sie fest.

„Ich habe Dich ja immer geliebt," sagte er weich, „nur glaubte ich, ich dürfe dieser Liebe nicht nachgeben; verzeih' mir diesen Irrthum, wenn es einer war, — ich gebe Dir ja die glänzende Genugthuung, nun, da alle meine Pläne in einer Welt des Egoismus und der Unbarmherzigkeit gescheitert, — die Deinigen auszuführen; mein ganzes Leben will ich ja Nichts thun, als Dir und Deinen Plänen leben, — kann ein Mann mehr?"

„O, Du Heuchler!“ sagte Dina nach einer Weile, ihr thränengebadetes Antlitz von seiner Schulter erhebend, „Du weißt recht gut, daß, wenn ich Dich nicht getroffen, ich noch in Frankfurt die Moden angäbe und die jungen Leute verspottete, die mir die Cour machten. Meine Pläne kommen von Dir, — mein Gedanke, hier zu leben und zu sterben, kommt von Dir, — ich habe nur die Aufgabe des Weibes erfüllt, im Kleinen auszuführen, was sich vollenden läßt im beschränkten Kreise der Möglichkeit!“

„So weigere Dich denn auch nicht und sei glücklich mit mir, — Du siehst, trotz allem meinen Sehnen und Streben, meinem Ringen und Schaffen habe ich es doch zu weiter Nichts gebracht, als — ein glücklicher Mensch zu werden! —“

„Ja, ja,“ rief Dina mit dem Humor des Glückes, „in der jetzigen Weltordnung heißt das erste Gesetz: Du sollst ein Egoist sein; lerne das begreifen, mein Geliebter, und ich bin Dein!“

Gedruckt im Landes-Industrie-Comptoir zu Weimar.

Gall, Louise <<von>>,

Der neue Kreuzritter

Berlin 1853